



Regenbogenkinder

Von Dorina Marlen Heller

Seit etwa zwei Wochen sind meine Facebookfreunde regenbogenfarben. So einige zumindest. Weil es alle äußerst tolerante, homophile Menschen sind, die so ihre Solidarität und Freude darüber ausdrücken, dass nun in allen Staaten Amerikas (auch in den Südstaaten, wer hätte das gedacht?!) Homosexuelle heiraten dürfen. Und zwar mit der blitzschnell kreierte „rainbowize-your-profile-pic“-Funktion, die schon in den ersten Stunden über eine Million Menschen verwendet hatten.

Sofort sind natürlich auch ein paar Verschwörungstheorien im Umlauf, die höchstwahrscheinlich gar keine sind. Facebook macht eine Studie darüber wer, wann und wie lange regenbogenfarben ist. Und wertet diese Daten dann aus, verkauft sie und übernimmt die Weltherrschaft. So circa zumindest. Das ist das eine Ende des Regenbogens. Am anderen Ende liegt allerdings kein Goldschatz, sondern ein moralisches Dilemma begraben.

Bin ich ein guter, solidarischer Mensch, wenn ich (Regenbogen-)Farbe bekenne? Oder ein scheinheiliger, pseudoaktivistischer? Ist es egal, dass ich auf keiner einzigen Demo oder Pride Parade war und auch keine schwulen Freunde habe? Ist es beleidigend für Homosexuelle, wenn ich das nur mache, weil es alle machen und ich Regenbögen schön finde, oder sind die da nicht so streng? Wird Deutschland jetzt nachziehen und bin ich verpflichtet, mich dafür einzusetzen? Schadet es meinem Image, wenn ich nicht mitmache? Schadet es meiner zukünftigen Karriere in einem potentiell homophoben Unternehmen, wenn ich mitmache? Ist es ein deutliches Zeichen für Toleranz oder ist es Selbstinszenierung?

Fragen über Fragen. Ich bin nicht die moralische Zeigefinger-Instanz, die sich anmaßen würde, darauf zu antworten. Aber sich zumindest über die eigenen Beweggründe und Positionen im Klaren zu sein, kann nicht schaden.

Das Heidelberger
Rotlichtmilieu führt
ein Schattendasein.
Prostitution passt nicht zum
bürgerlichen Stadtbild.
Ein Blick auf ein Tabuthema
auf Seite 3



Foto: foto@volker-rost.de, bearbeitet von sko

Das Tor zur Hölle schließt

Ende Juli macht die Kultkneipe „Häll“ zu. Hintergründe und Zukunft sind unklar, doch es kursieren etliche Gerüchte

Der Heidelberger Kneipenszene steht ein weiterer Verlust bevor: Kurz vor dem fünfjährigen Jubiläum der alternativen Tanzkneipe verkündete Besitzer Pascal Pizar Anfang Juni seine Entscheidung auf der Homepage des „Häll“ und leitete die „closing weeks“ ein. Während Pizar in seinem Online-Auftritt lediglich schrieb, dass er nach langen und andauernden Überlegungen keine andere Lösung gesehen habe, hielt er sich auch im direkten Gespräch zu den Beweggründen seines Entschlusses zurück. „Ich möchte dazu nur sagen, dass es meine freie Entscheidung gewesen ist“, betont der 36-Jährige.

Dementsprechend überrascht und ungläubig fielen die Reaktionen der Gäste des „Häll“ aus, bei denen die Kneipe am Kirchheimer Weg seit langem Kultstatus genießt. „Somit ist Heidelberg wieder um eine kulturelle Nische ärmer“, schreibt ein Facebook-Nutzer, während ein anderer bedauert: „Wo gibt es schon einen Laden, an dem man absacken und gutes Bier kaufen kann?“ Neben den zahlreichen Trauerbekundungen rätselten viele User über die Gründe, die zur Schließung führten. Dabei kursieren nicht nur im Internet Gerüchte, dass man im „Häll“ neben finanziellen Engpässen auch mit den Flüchtlingen aus den angrenzenden Patton Barracks ein Problem gehabt habe. Tatsächlich sind in den

ehemaligen G.I. Kasernen seit Januar rund 100 Flüchtlinge untergebracht, wie Christina Euler vom Amt für Öffentlichkeitsarbeit bestätigt. Zu den Hintergründen der Schließung konnte aber auch sie sich nicht äußern, da man im Rathaus keine Informationen seitens des Wirts erhalten habe.

Selbst in der direkten Nachbarschaft wurde man vom Ende der Musikkneipe überrascht, die vor allem für ihre regelmäßigen Indie-Konzerte gefeiert wurde. Gilbert Jakkomuthu, der mit seiner Familie gegenüber vom „Häll“ wohnt, zeigt sich betroffen: „Pascal ist so ein super Typ, er sollte auf jeden Fall weitermachen“, äußert sich der dreifache Vater. Auch sein Nachbar Hans-Jürgen Ries betont sofort das gute Verhältnis zwischen Anwohnern und Wirt: „Klar, ab und zu standen mal ein paar Flaschen rum, aber ansonsten war alles im Rahmen“, konstatiert der Familienvater. Warum das „Häll“ nun schließt, weiß auch er nicht. Allerdings berichtet er, dass vor kurzem ein neuer Türsteher eingestellt worden sei. „An der neuen Türsteher-Politik haben sich einige Menschen gestört“, erklärt Ries. Ob nun tatsächlich die Bewohner der Patton Barracks Auslöser für die verschärften Einlass-Kontrollen waren, konnte er ebenso wenig beurteilen wie Norbert Schätzle von der Heidelberger Polizei. „Die uns vorliegenden Zahlen zeigen

keinen Anstieg von Anzeigen rund um die Kneipe“, betont der Polizeisprecher. Dass aber Taschendiebstähle zugenommen haben, gab er offen zu. „Fakt ist, dass je mehr Flüchtlinge in den Patton Barracks untergebracht werden, desto größer werden die Spannungen dort“, bilanziert Schätzle.

Welche Gründe auch immer hinter Pisars Entscheidung stecken, mit dem „Häll“ verschwindet einer der letzten Orte außerhalb der Altstadt, wo junge Leute ungestört feiern konnten. Die Kneipe, die Pizar mit einem Partner bereits 2005 unter dem Namen „Zum Teufel“ übernommen hatte, war für sein außergewöhnliches Musikprogramm, lange Tanznächte und moderate Eintritts- und Getränkepreise bekannt. Das Ende des „Häll“ wird deshalb wohl Auswirkungen haben, die über die Grenzen der Altstadt hinaus zu spüren sein werden. Zum einen musste Pizar seinen acht Angestellten kündigen. „Da floss bei einigen eine Träne“, erinnert sich der Wirt. Aber auch die Gäste werden sich schweren Herzens nach Alternativen umschauchen müssen. Wahrscheinlich werden sie in die ohnehin schon überfüllte Altstadt drängen. Doch bis sich die lärmgeplagten Bewohner der Altstadt über die feierwütigen Besuchern des „Häll“ ärgern müssen, will man im Kirchheimer Weg das machen, für was man bekannt ist: „Richtig auf den Putz hauen.“ (fha)

Aufwand entschädigen?

Hera Sandhu musste sich zu Beginn dieses Semesters entscheiden: Vorsitzende der Verfassten Studierenden-schaft (VS) bleiben oder in einem Nebenjob arbeiten? Sie wählte Letzteres und erklärte bei ihrem Rücktritt auch den Grund – den Nebenjob brauche sie zwingend für ihren Lebensunterhalt, aber damit bleibe keine Zeit mehr für ihr arbeitsintensives Ehrenamt. Seitdem sucht der StuRa vergeblich nach einem neuen weiblichen Vorsitz. Vor einer ähnlichen Situation steht inzwischen auch der Finanzreferent, Wolf Weidner. Wie Sandhu spielt er mit dem Gedanken, sein Amt aus Zeitgründen aufzugeben (Interview auf Seite 5). Damit wäre auch dieses Referat nicht zum ersten Mal unbesetzt.

Als Lösung präsentiert sich nun ein neuer Antrag im StuRa: Der Finanzreferent soll künftig eine Aufwandsentschädigung in Höhe des Bafög-Höchstsatzes bekommen, also etwa 670 Euro im Monat. Gestellt hatte den Antrag ein anderer Referent, André Müller aus dem Referat für Ökologie und Nachhaltigkeit.

Damit steht erneut die Grund-satzfrage im Raum: Soll der StuRa für VS-Ämter Aufwandsentschädigungen bezahlen? Und würde das für mehr Engagement sorgen? Auch wenn das Thema erst in den kommenden Sitzungen verhandelt wird, zeichnet sich jetzt schon eine hitzige Grundsatzdiskussion ab, die Fronten scheinen verhärtet. (sko)

Fortsetzung auf Seite 5



Die Taube in der Hand: Über die wechselhafte Beziehung von Mensch und Taube lest ihr auf Seite 9

HEIDELBERG



Unlesbar: E-Mails richtig verschlüsseln, kann man auf Cryptopartys lernen. Ein kurzer Einstieg auf Seite 11

WISSENSCHAFT



Frisch und aus dem Bauch heraus – das Improtheater „Kopfsalat“ überschreitet Grenzen der Kreativität auf Seite 14

FEUILLETON

Eine Toilette für alle?

PRO

Toiletten im öffentlichen Raum. Für viele sind sie das „stille Örtchen“, ein Ort, an dem man dem Trubel dort draußen für einen Moment entgehen, durchatmen, sich frisch machen kann. Für andere gleicht der alltägliche Gang zur Toilette eher einem Spießrutenlauf – unter anderem für Menschen, die weder Frauen noch Männer oder die beides sind, oder für Menschen, deren Geschlechtsausdruck den mehrheitsgesellschaftlichen Bildern nicht entspricht. Ich bin einer davon, ich bin trans* und sehe mich nicht als Frau oder Mann.

Die folgenden Geschichten haben sich an meiner Uni abgespielt.

Ich stehe in der Frauentoilette und wasche meine Hände. Im Spiegel sehe ich, wie eine Person den Toilettenraum betritt. Sie guckt mich an – bleibt stehen – guckt mich weiterhin an, der Blick wandert in Richtung meiner Brust – immer noch Verwirrung. Die Person geht langsam Schritt für Schritt rückwärts zurück zur Tür, wirft einen Blick auf das Symbol auf der Tür, erkennt das Frauensymbol – guckt mich an – schüttelt lachend den Kopf und geht langsam an mir vorbei aufs Klo.

Wieder auf der Frauentoilette. Ich bin gerade zur Tür herein und auf dem Weg zu den Klokabinen. Eine Person kommt hinter mir durch die Tür, sieht mich, hält mich anscheinend für einen kleinen Jungen und sagt: „Du, Entschuldigung, aber das hier ist die Damentoilette!“ Ich sage nur: „Ich weiß“, versuche dabei möglichst gelassen zu wirken und bin es nicht. Ich lasse die Person mit einem verdutzten Gesichtsausdruck zurück und gehe in die Kabine.

Ich gehe durch den Flur und – zwar gewohnheitsgemäß, aber trotzdem sehr bewusst – auf die Frauentoilette. Ein Mann folgt mir, steht im Toilettenraum, wundert sich über die fehlenden Pissoirs, nimmt die anderen Toiletten-Besucher_innen wahr – und verlässt fluchtartig den Raum.

Okay, heute fühle ich mich mutig. Sehr mutig. Jap, ich traue mich, ich mach das jetzt – ich gehe zum ersten Mal in der Uni auf eine Männertoilette. Für die ganz große reicht mein Mut dann doch nicht, deswegen suche ich mir eine kleine in einem ruhigeren Flur aus. Mein Herz klopft, der Adrenalin Spiegel steigt, aber ich bin fest entschlossen.

In keiner anderen Situation im Alltag ist die Unterscheidung zwischen Frau und Mann noch so selbstverständlich wie beim Gang zur Toilette. Rock oder Hose schmücken die Tür. In Berlin natürlich pinkelt man schon lange unisex. Ist es Zeit für eine Klorevolution? (hnb)

„Einfach rein, niemanden angucken, schnell aufs Klo und wieder raus“, sag ich mir. Ich mache die Tür auf – und von drinnen kommt mir mein Kommilitone entgegen. „Oh shit.“ Ich sage: „Oh, hi!“ Er sagt: „Oh, hallo!“ und guckt verwirrt. Ich laufe rot an, husche schnell an ihm vorbei, rein in eine der Kabinen, Tür schnell hinter mir zu.

Diese und zahlreiche weitere Szenen sind für mich mittlerweile Anekdoten geworden, die schon viele Leute zum Lachen gebracht haben, und ich selbst lache mit. Mit Abstand fällt es mir leichter, mit solchen Erlebnissen humorvoll umzugehen. Aber bis zum heutigen Tag steigt mein Adrenalin Spiegel, sobald ich

auf eine öffentliche Toilette gehen muss. Frauentoiletten meide ich, weil ich dort in etwa 80 Prozent der Fälle angesprochen, ausgelacht oder mit verwunderten Blicken bedacht werde. Männertoiletten sind für mich nach wie vor mit Unbehagen besetzt. Was passiert, wenn mich wer als trans* erkennt? Was, wenn jemand aggressiv oder handgreiflich wird? Also gehe ich dort rein, gucke niemanden an, wechsele auf keinen Fall mit irgendwem ein Wort, damit meine hohe Stimme mich nicht „verrät“, und hoffe, dass vor den Sitzklos keine Schlange ist, in der ich längeren Musterungen ausgesetzt bin.

Ich bin damit nicht allein. Viele meiner Freund_innen sind trans*, genderqueer, transsexuell etc. und machen ähnliche Erfahrungen. Wir tauschen immer wieder die neusten Toiletten-geschichten aus, denn wir haben alle viele davon zu erzählen. Wir tauschen uns auch über Strategien aus, wie wir auf Blicke und Sprüche reagieren können. Was andere Personen als „Genderwahn“ abtun, ist unser Alltag und unsere Lebensrealität.

Gerade an Unis gibt es meistens sehr viele Toiletten. Warum nicht zumindest ein paar davon zu Unisextoiletten erklären? Gerne mit „Alle Geschlechter willkommen“-Schildern und ohne die übliche Frauen- und Männertoiletten-Symbolik, um mehr als nur die beiden gesellschaftlich anerkannten Geschlechter, Frau und Mann, anzusprechen. Das wäre ziemlich cool!



Finn Lorenz
ist trans*, studierte in Bielefeld Psychologie und arbeitet derzeit im „In&Out“ Beratungsprojekt für junge LGBT*-Menschen des Vereins „Lambda e.V.“



Tim Bergmüller
ist Vorsitzender des RCDS Frankfurt. Die Liste stimmt gegen Unisex-Toiletten auf dem Campus, lag damit aber in der Minderheit

CONTRA

wiederum sind über getrennte Toiletten froh, da ihr Waschbecken so nicht durch sich schminkende und stylende Damen dauerbelegt wird. In unserer Befragung haben wir festgestellt, dass es viele unterschiedliche Ansichten und Gründe gibt, wieso getrennte Toiletten gut sind. Und wir wagen daher einmal die Behauptung, dass sich ein weitaus größerer Anteil der Menschen an Unisex-Toiletten stören würde, als es momentan wegen der getrennt geschlechtlichen Toiletten der Fall ist.

Die Befürworter der Unisex-Toiletten führen auch die Gleichstellung von Mann und Frau ins Feld. Doch die Umstrukturierung der Toiletten kann und wird die Gleichstellung der beiden Geschlechter nicht verbessern. Nur weil Männer und Frauen künftig die gleiche Kloschüssel benutzen dürfen, wird das nicht zu mehr

Frauen in Aufsichtsräten oder einer Angleichung der Löhne führen. So auch an der Universität Frankfurt: Statt die wirklichen Probleme an der Uni anzugehen, wie zum Beispiel Mensapreise oder Öffnungszeiten, kämpfen Grüne und Linke lieber für andere Toiletten. Dass die meisten das eher als Satire belächeln, ist ihnen vor lauter Ideologie gar nicht bewusst.

Auch die Überwindung der Geschlechter ist ein häufig zitiertes Argument für Unisex-Toiletten. Doch wie will man biologische und neurologische Fakten überwinden? Diese Tatsachen gehen völlig unter zugunsten von Ideologie und Profilierung statt einer fairen Debatte. Man will sich unbedingt über die beiden Geschlechter Mann und Frau hinwegsetzen, um der Welt zu beweisen, dass man anders ist. Lieber frei über den Regenbogen tanzen und das Einhorn reiten statt die U-Bahn zu nehmen.

Natürlich ist jede Art von sexueller Orientierung zu akzeptieren und zu respektieren. Doch sexuelle Orientierung lässt sich nicht an dem Piktogramm auf der Toilettentür festmachen. Wir glauben nicht, dass die Toiletten zu den Problemfeldern unserer Gesellschaft gehören. Lasst uns die Gleichberechtigung von Mann und Frau dort angehen, wo es einen Nutzen hat und nicht zur Komödie verkommt. Es gibt essenziellere Herausforderungen als die Illusion einer Gleichstellung oder Überwindung der Geschlechter auf der Toilette.

Wir haben Studierende in Heidelberg nach ihrer Meinung gefragt:



Benjamin, 28
Sonderpädagogik (abgeschlossen)
„Ich finde, die Privatsphäre sollte bei Unisex-Toiletten unbedingt gewahrt blei-



Johannes, 22
Südasiastudien (4. Semester)
„Die gegenwärtige Unterteilung der Toiletten basiert auf den falschen



Steffi, 23
Soziologie und Jura (8. und 3. Semester)
„Ich finde die Idee gut. Ich glaube, dass man einstu-

ben. Der Toilettengang ist schon ein intimer Akt. Da sollte sich jeder wohlfühlen. Man darf nicht in Kauf nehmen, dass sich jemand entblößt vorkommt.“

binären Oppositionen. Denkt doch mal nach über eine Trennung nach hygienischen und unhygienischen Menschen. Oder groß oder klein, also das Geschäft.“

aufweichen kann, indem man den Alltag so gestaltet, dass es keinen Unterschied mehr macht, ob man Frau, Mann oder queer ist. Dann lernt man einen neuen Umgang miteinander.“ (hnb)



Im Schatten des Rotlichts

Freudenhäuser, Massagesalons, Escort-Service: Hinter der Heidelberger Romantik verbirgt sich eine ungeahnte Welt. Auf der Suche nach dem Verruchten

VON CHRISTINA DEINSBERGER

Es fühlt sich verboten an. Ich gehe durch den Flur, die Türen sind rot beleuchtet. Manche sind verschlossen, andere stehen offen. Eine groß gewachsene, stark geschminkte Blondine in Corsage und High Heels lehnt im Türrahmen und verfolgt mich mit ihrem Blick. Für gewöhnlich gehen Freier durch diesen Flur, betrachten die Damen, die in den Rahmen stehen oder sitzen, wählen eine aus, die Tür schließt sich. Nun bin ich die Beobachtete; ein seltsames Gefühl.

In einem der Zimmer treffe ich Inge*. Die ehemalige Friseurin war im Alter von 27 Jahren durch eine Freundin an die Prostitution herangeführt worden. Sie arbeitet täglich acht bis zwölf Stunden in diesem Zimmer.

Ich befinde mich im Bordell „Bienenstock“. Vielen dürfte es noch als „Eros-Center“ ein Begriff sein. Seit vielen Jahren eröffnet das schäbige Gebäude den Eingang zur heutigen Bahnstadt am Czernyring. Nun zog das Bordell in ein großes, sauber-weißes Bahnstadthaus in der Eppelheimer Straße. „Öko-Puff“, das weltweit erste Öko-Bordell, nennt es sich jetzt, da es in einem Passiv-Haus angesiedelt ist. Es musste den Modernisierungsmaßnahmen der Stadt weichen. „Als Auftakt zum Aushängeschild Bahnstadt machen sich dieses Gebäude und auch dieses Gewerbe nicht sehr gut“, sagt der Betreiber des Bahnstadt-Bordells augenzwinkernd.

Dem Umzug ging eine längere Auseinandersetzung zwischen Stadt, Betreiber und Hauseigentümer voran, der in den regionalen Medien einige Beachtung zuteil wurde. Sonst schafft es das Rotlicht-Gewerbe in Heidelberg selten in die Schlagzeilen. Zuletzt erregte 2009 ein Bordellbetrieb öffentliche Aufmerksamkeit: Die Schließung des ehemaligen „Pussy Clubs“ in Rohrbach geriet damals sogar deutschlandweit in die Presse. Das Freudenhaus gehörte einer Kette an, die Freiern für 70 Euro sogenannten „Flatrate-“, also unbegrenzt viel, Sex anbot. Dabei konnten sie unter den 50 bis 100 Prostituierten frei wählen und bekamen obendrein gratis Getränke. Doch das war nicht der Grund der Schließung. Tatsächlich wurde die Betreiberin verhaftet, weil sie Sozialversicherungsbeiträge der Frauen hinterzogen hatte.

Wo damals der „Pussy Club“ residierte, steht nun der nicht minder kritisch beäugte „25 Euro Club“. Der Name ist Programm: In knalligem Pink

wirbt die Website mit Tiefpreisgarantie. Außerdem gibt es Gruppenrabatte und Tagesmottos wie zum Beispiel das Mittwochsangebot: „Erlebe deine Fantasien und Träume während eines unvergesslichen Gang Bang mit willigen und heißen Teeny Mädchen!!!“

„Bienenstock“ und „25 Euro Club“ sind nicht die einzigen Rotlicht-Angebote in der Stadt. Die „Agentur May“ aus Rohrbach wirbt in elegantem Schwarz mit Wellness-Atmosphäre; in diversen Wohnungen kann man bei richtigem Klingelsignal erotische Massagen erwerben. „Heidelbergladies.de“ bietet online privat buchbare Hostessen,

Masseurinnen und SM-Künstlerinnen. So entfernt das Milieu im sauber schönen Heidelberger Leben scheint, so präsent und dis-

tanzlos offenbart es sich im Internet. Die Stadt spricht von 14 bekannten, hier ansässigen Prostitutionsbetrieben.

Bis heute gibt es in Heidelberg allerdings keine Einrichtung für ratuchende Prostituierte. Blickt man hingegen nach Mannheim, findet sich dort seit 2013 die Beratungsstelle „Amalie“. Dort werden Frauen, die zum Beispiel gesundheitliche Probleme oder Schulden haben, die Gewalt erlitten oder mit plötzlicher Schwangerschaft umgehen müssen, betreut und begleitet. Julia Wege ist Sozialarbeiterin und Gründungsmitglied von „Amalie“. „Geld ist die Hauptmotivation für den Einstieg

bietet Prostitution keine langfristige wirtschaftliche Überlebenschance“, berichtet Julia Wege. „So leicht der Einstieg, so schwierig und langwierig der Ausstieg.“ Nur wenige Frauen hätten ein soziales Umfeld oder Hilfe von außerhalb des Milieus. Für Inge gibt es dieses Umfeld: „Ich habe ja einen Beruf gelernt, da kann ich immer wieder zurück.“

Neben dem Ausstieg berät „Amalie“ auch in Gesundheitsfragen. Wolfgang Heide, Heidelberger Frauenarzt, ist ehrenamtliches Mitglied. Er führt Gesundheitsuntersuchungen wie auch -beratungen durch und bietet den Frauen an, sie in seiner Praxis zu behan-

sich kaum treffen. Das hat mehrere Ursachen: Eine liegt in der grundsätzlichen Bewertungsfrage, ob das Geschäft mit Sex kategorisch abzulehnen sei. Eine solche Entscheidung würde das Milieu in die Illegalität drängen und damit der behördlichen Kontrolle entziehen. Beantwortet man die Frage hingegen mit „nein“, verbleibt eine schattierte Skala an möglichen Arbeits- und Lebensbedingungen, die mehr oder minder zu Gunsten oder Ungunsten der Frauen ausfallen. Mit diesem Spannungsfeld kämpft auch die Politik.

Durch den Erlass des Prostitutionsgesetzes von 2002 wurde der Schritt

ein anderes Angebot“, erklärt er. In Heidelberg ist das Gewerbe dezentralisiert: Statt eines Straßenstrichs gibt es viele Terminwohnungen. Das hemmt die Konzentration von Problemen an einem bestimmten Standort.

Dennoch bedeutet Unauffälligkeit nicht zwangsweise, dass keine Beratung Not tut. Laut Albert und Wege benötigt eine Stadt der Größe Heidelbergs auch eine Anlaufstelle für Prostituierte. Die Arbeit der Polizei konzentrierte sich auf Kriminalität. Darüber hinausgehende Probleme sowie Delikte, die nicht zur Anzeige gebracht werden und Schwangerschaften – all dem könne erst durch eine Beratungsstelle begegnet werden.

„Es ist schwierig, in Gesellschaft und Politik Gehör zu finden“, erklärt Wege. „Wenn man nichts hört und sieht, möchte man das nicht zum Thema machen. Die Stadt wirbt lieber mit anderen Sachen.“

Prostitution findet in Heidelberg im Verborgenen statt. Der Bienenstock gewährte einen leisen Einblick: „Das läuft hier ähnlich wie in einem Hotel“, beschreibt der Betreiber. Die Damen mieten sich auf einige Wochen oder Monate in die Zimmer ein, Verpflegung inklusive. Sie arbeiten selbst-

ständig und auf eigene Rechnung. Innerhalb des Hauses gibt es Preisabsprachen, um Dumping zu vermeiden. Der Betreiber schreibt lediglich einige Regeln vor: Ein Mindestalter von 21 Jahren, kein Sex ohne Kondom und regelmäßige Gesundheitsuntersuchungen. Im Gegenzug gewährt der Betrieb einen Sicherheitsdienst, Videoüberwachung von Parkplätzen, Fluren und Treppenhäusern sowie Notalarmknöpfe auf jedem Zimmer. Hin und wieder ist das auch notwendig, wenn betrunkene Jugendliche oder aufdringliche Freier Probleme bereiten.

So sitze ich in dem großen hellen Aufenthaltsraum und beobachte auf dem Monitor, wie im Tageslicht alle paar Minuten Männer ein und aus gehen. Einer schlendert selbstsicher von Tür zu Tür. Er verweilt, zieht weiter, begutachtet erst alle drei Stockwerke sorgsam, bevor seine Wahl fällt. Ein anderer steht unsicher im Treppenhaus, die Hände in den Haaren vergraben. Er macht einen halben Schritt auf die Tür zum Gang zu und kehrt ihr dann doch beschämt den Rücken. Durch eben jene Flure begleite nun ich den Betreiber. Bei Tag leuchtet der rote Schein nur matt. Im typisch leeren, weißen Bahnstadt-Stil gebaut scheint alles noch steril und neu.

Zurück im Aufenthaltsraum drückt mir der Betreiber ein kleines Glas Honig mit dem „Bienenstock“-Logo in die Hand. „Als Andenken“, sagt er grinsend.

* Name von der Redaktion geändert

„So leicht der Einstieg, so schwierig und langwierig der Ausstieg“



Rote Flure, dunkle Zimmer: Der Bienenstock öffnet seine Türen einen Spalt

ins Gewerbe“, sagt sie. Viele der Frauen hatten sich in wirtschaftlicher Not oder Unzufriedenheit befunden und suchten aus diesem Grund die Nähe zum Milieu. Armutsprostitution spielt insbesondere bei Zuwanderinnen aus Rumänien und Osteuropa, derer es in Mannheim viele gibt, eine große Rolle. Meist finanzieren sie über die Sexarbeit ihre Familien in der Heimat. Inge kommt aus Deutschland. „Als Friseurin verdient man ja nichts“, sagt sie und zuckt mit den Achseln. Nun sind es schon zwölf Jahre, die sie im Gewerbe tätig ist. In einem halben Jahr, mit 40 Jahren, will sie aufhören. „Allgemein

deln. Ein großer Teil der Damen ist weder kranken- noch sozialversichert. „Körperlich ist es für viele Frauen so, als würden sie ständig vergewaltigt“, erklärt er. Manche Frauen leben in einem Umfeld von Gewalt, Missbrauch und Drogen. Nicht zuletzt besteht die Gefahr psychischer Traumata. Besonders von einem Phänomen berichtet Heide: Abspaltung der Gefühle beim Sex mit Freiern, um das Erlebte zu ertragen. „Dissoziation ist eine Form von Selbstschutz.“ So die individuellen Beobachtungen aus der Beratungsstelle.

Allgemeine Aussagen und Bewertungen zum Rotlicht-Gewerbe lassen

aus der rechtlichen Grauzone heraus in grundsätzliche Legalität gemacht. Nun steht seit zwei Jahren eine Reform zur Diskussion, die im Koalitionsvertrag der Bundesregierung festgeschrieben ist. Kontrollmöglichkeiten durch das Ordnungsamt sollen verbessert, Zwangsprostitution eingedämmt werden. Die Basis der Diskussion ist dünn, da es zu Prostitution in Deutschland nur wenige Daten gibt. Das Geschäft wird von manchen Frauen hauptberuflich bestritten, andere üben es lediglich als Nebentätigkeit aus. Die Frauen ziehen häufig um, weil der „Markt“ Abwechslung verlangt. Davon berichtet auch Inge: „Wo man sich wohl fühlt und Geld verdient, bleibt man. Wenn ich nichts mehr verdiene, ziehe ich weg.“ Daneben gibt es das illegale Feld: Frauen in Verbindung mit Menschenhandel oder Zuhälterei. All das führt zu einer nicht abschätzbaren Dunkelziffer, die die Wissenschaft nur spärlich aufarbeitet. „Bei Prostitution handelt es sich um einen Tabubereich, der verrucht und intim ist. In der Fachöffentlichkeit fehlen entsprechend Reputation und Geldgeber“, bedauert Julia Wege. Die Beratungsstation „Amalie“ arbeitet auf Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse. Martin Albert, Professor für Soziale Arbeit an der SRH-Hochschule, begleitet das Projekt. Durch Expertenbefragung, Raum- und biographische Analyse verschafft er mit seinen Studenten einen Überblick über Ursachen und Auswirkungen des Milieus im Raum Mannheim/Neckarstadt. „Jede Stadt braucht

Foto: foto@volker-rot.de

Foto: die

Collage: mov

Frisch gewählt

Mediziner starten durch: Die Fachschaftsliste erhielt in den Wahlen im Juni auf Anhieb das beste Ergebnis. Die Wahlbeteiligung blieb niedrig

Die Ergebnisse der Uni-Wahlen stehen fest: Im Studierendenrat werden 10 verschiedene Listen im kommenden Semester die 16 Listenplätze besetzen. Mit jeweils drei Vertretern sind die Grüne Hochschulgruppe (GHG) sowie die Liste der Medizinstudierenden am stärksten vertreten. Es folgen die Juso Hochschulgruppe sowie die Fachschaftsinitiative Jura mit jeweils zwei Sitzen. Mit der Linken.SDS und der Medizin-Liste sind zwei neue Listen angetreten – letztere etablierte sich als stärksten Kraft. Als Verlierer ging die Juso Hochschulgruppe und die GHG mit über 5 Prozent weniger Stimmen aus der Wahl hervor. Es liegt nahe, dass sie vor allem an die Linke verloren haben.

Auch die studentischen Mitglieder der Fakultätsräte und des Senats

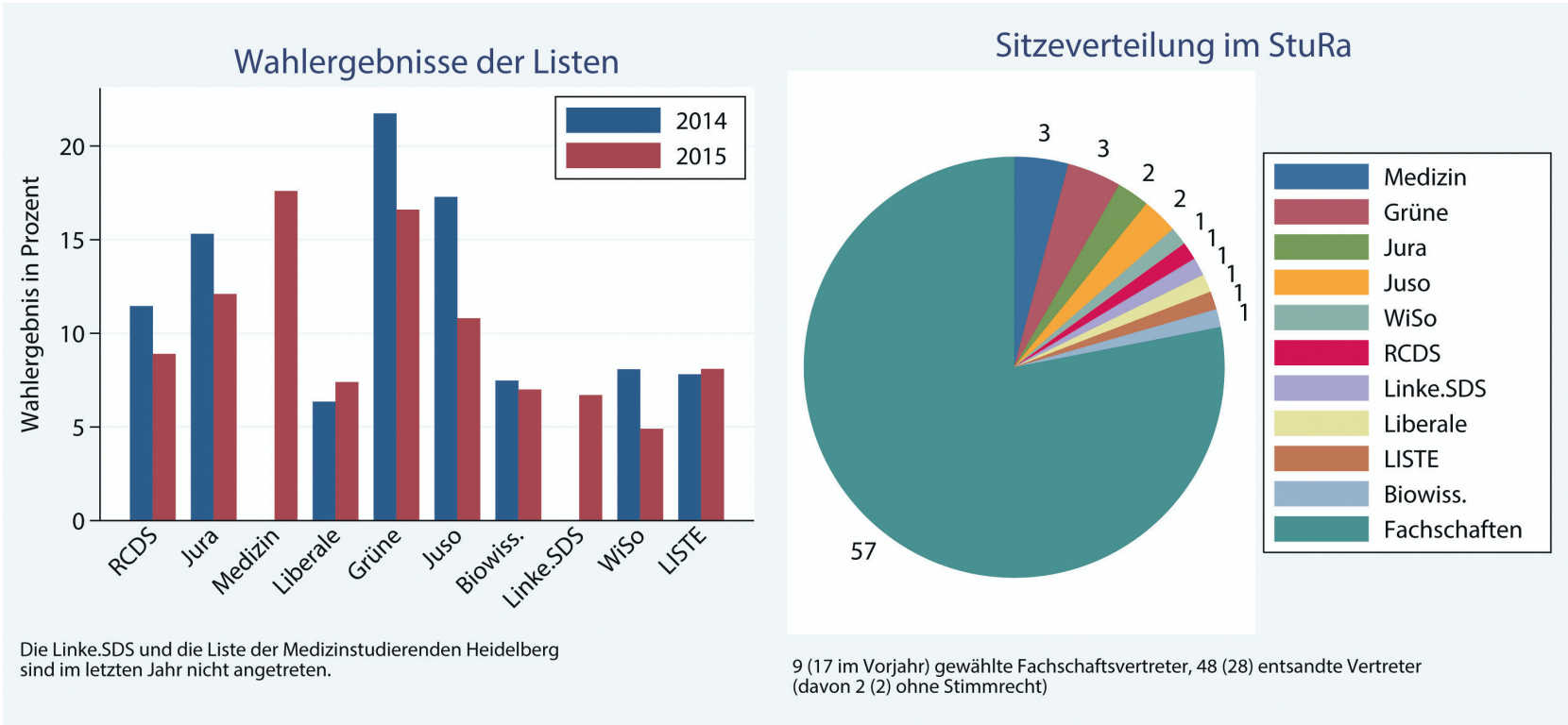
wurden neu bestimmt. Im Senat haben 4 der 5 angetretenen Listen jeweils einen Platz erhalten: Der RCDS, die Jusos, die GHG sowie die Unabhängigen Medizinstudierenden werden im zentralen Entscheidungsgremium der Universität vertreten sein. In der Hoffnung die Wahlbeteiligung zu erhöhen, fanden in diesem Semester die Wahlen für alle drei Gremien gleichzeitig statt. Trotzdem blieb auch in der dritten StuRa-Wahl die Wahlbeteiligung mit 13,5 Prozent niedrig. Die Zahlen für die Senatswahlen glichen sich diesem Niveau jedoch an und verdoppelten sich damit beinahe. Am eifrigsten gewählt wurde mit knappen 30 Prozent ausgerechnet in der Medizinischen Fakultät in Mannheim, gefolgt vom Campus Bergheim mit

19 Prozent. Im Neuenheimer Feld, wo die Fachschaft der Pharmakologie den Wählenden als Belohnung für getane Arbeit einen Melonenschnaps im Reagenzglas anbot, ließen sich noch 13 Prozent vom Prinzip der demokratischen Legitimation überzeugen, in der Altstadt waren es nur knappe 11 Prozent. Damit ist die Rückhalt der studentischen Vertreter verschwindend gering: Selbst die stärkste Liste, die Medizinstudierenden Heidelberg, kann lediglich niederschmetternde 2 Prozent der Stimmen aller Wahlberechtigten für sich beanspruchen. Da die Anzahl der Listenplätze von der Wahlbeteiligung abhängt, stellen Fachschaftler weiterhin die große Mehrheit im StuRa. Mit 57 Delegierten sind sie in dem Gremium vertreten, zwei von ihnen

haben lediglich beratende Funktion inne. Diese werden mehrheitlich von den Fachschaften direkt entsendet, an einigen Fakultäten wurden sie jedoch zusammen mit den Listenplätzen direkt gewählt. Im Oktober werden die neuen Vertreter im Senat ihre Arbeit beginnen, dann wird sich auch der StuRa in frischer Besetzung konstituieren. Trotz aller Schwierigkeiten hat man sich dort nichts Geringes vorgenommen. Einhellig ist das Vorhaben, die Arbeit im StuRa effizienter zu gestalten. Außerdem umfassen die Wahlversprechen der Listen ein Kultursemesterticket, mehr studentischen Wohnraum, sowie einen Notfallfond für Härtefälle und Freibier in allen Vorlesungen – in Aussicht gestellt natürlich von der LISTE. (hnb)

Kommentar Scheinheilig

Das eigentliche Ergebnis der Uni-Wahl ist zweitrangig. Die wahre Kennzahl: 13,5 Prozent. Erst eine hohe Wahlbeteiligung macht – unabhängig vom Ausgang – den Urnengang zu einem Erfolg. Davon kann nach wie vor keine Rede sein. Jedem rationalen Eigeninteresse entgegen hat nur ein Bruchteil der Studenten gewählt. Das ist als demokratische Legitimierung fragwürdig, von gemeinsamer Gestaltung des Unilebens gar nicht zu sprechen. Das liegt auch an der Unsichtbarkeit des StuRa in der studentischen Öffentlichkeit und in sozialen Netzwerken. Die Öffentlichkeitsarbeit ist mangelhaft bis nicht existent, sodass die spärliche Presse von Skandalchen eingenommen wird – etwa dem Bus zu Blockupy-Demo, der gefundenes Fressen für die konservative Minderheit im StuRa war. Hier wäre eine Aufwandsentschädigung im besten Sinne der Studenten. Allzu oft mussten kompetente Funktionäre ihr Engagement aufgeben. Die vakanten Stellen können teils nicht oder nur unzureichend besetzt werden. Es fehlt an Anreizen die Stellen mit guten Leuten zu besetzen und ihnen volles Engagement zu ermöglichen. Dies abzulehnen und sich trotzdem über unproduktive Arbeit des StuRa zu beschweren, ist scheinheilig. Indiz für eine weitere Politikverdrossenheit der Studenten ist der Umstand, dass allein 30 Prozent auf fachschaftsnahe Listen entfielen. Der Horizont vieler Studenten reicht offenbar nicht über den Tellerrand ihres Faches hinaus. Dabei besteht die große Mehrheit der StuRa-Mitglieder ohnehin aus Fachschaftlern. Wie eine Mobilisierung des Wahlvolkes gelingen kann, ist die Preisfrage. Vielleicht, so drängt sich der Verdacht auf, ist es ein Kampf gegen Windmühlen. VON JONAS PEISKER



Ein schmales Stück vom Kuchen

Weniger Veranstaltungen, kürzere Öffnungszeiten der Bibliotheken: Die Fächer der Uni bangen um ihre Finanzierung. Auch das Mitspracherecht der Studenten leidet

Gerüchte kursieren schon seit Monaten, allmählich werden die Ausmaße der Einschnitte ersichtlich: Den Fakultäten der Uni Heidelberg drohen erhebliche Kürzungen in Studium und Lehre. Ab dem kommenden Semester müssen sich die Studenten unter anderem auf ein geringeres Veranstaltungsangebot sowie kürzere Öffnungszeiten der Institutsbibliotheken einstellen. Fast alle Fachrichtungen sind von den Einschränkungen betroffen. Im Rahmen des Hochschulfinanzierungsvertrages „Perspektive 2020“ werden im Laufe des Jahres die Qualitätssicherungsmittel (QSM) in die Grundfinanzierung der Universitäten überführt. Bisher wurden 20 Prozent der Mittel zentral an das Rektorat vergeben und flossen in die Grundausstattung der Uni, die verbleibenden 80 Prozent gingen auf Grundlage der Zahl der eingeschriebenen Studenten als dezentrale Mittel direkt an die Fakultäten. Gemäß Informationen des *ruprecht* bleiben nach der Neuregelung etwa 39 Prozent beim Rektorat, knapp 50 Prozent werden direkt an die Fakultäten verteilt. Die übrigen 11,7 Prozent werden zukünftig über die Verfasste Studierendenschaft (VS) vergeben. Diese diskutiert momentan verschiedene Modelle, nach denen das Geld

verteilt werden kann. Im StuRa liegen dazu zwei Anträge vor: Einer schlägt die vollständig dezentrale Verteilung pro Kopf an die Fachschaften vor, der andere eine Aufteilung in 80 Prozent dezentrale und 20 Prozent zentrale Mittel. Letztere müssten dann von einer Kommission des StuRa auf Anträge der Fachschaften vergeben werden. Einig zeigen sich die studentischen Vertreter darin, dass kleinere Fächer nicht benachteiligt werden sollen. Bei dezentraler Verteilung würden kleinere und größere Fachschaften finanziell kooperieren können; bei teilweise zentraler Vergabe soll der gemeinsame Topf für Solidarität sorgen. Über welchen Weg dieses Ziel besser erreicht werden kann, ist noch stark umstritten. Die Grundfinanzierung der Universität steigt um 3 Prozent. 7,2 Millionen der Gesamtsumme von 14,5 Millionen Euro werden wohl direkt an die Fakultäten vergeben. Das Rektorat erhält vermutlich 5,6 Millionen, die VS verfügt über 1,7 Millionen. Von nun an müssen die Gelder nicht mehr wie bei der Verwendung als QSM zweckgebunden für Studium und Lehre ausgegeben werden. Ebenso entfällt die bisherige studentische Mitbestimmung, die in Heidelberg über QSM-Kommissionen erfolgte. Der studentische Einfluss

auf die Vergabe der Mittel reduziert sich nun auf den Anteil von 11,7 Prozent, über deren Verausgabung die VS entscheiden kann. Die Fakultäten bereiten sich schon auf die finanziellen Einschnitte vor. Die juristische Fakultät geht davon aus, dass zukünftig lediglich 53 Prozent der bisherigen Mittel zur Verfügung stehen werden. Dies bedeute unter anderem, dass Arbeitsgemeinschaften gestrichen werden müssten und sich die Bücheranschaffungen um etwa 25 Prozent reduzieren würden. „Wir werden weiter mit Nachdruck versuchen, die Auswirkungen der Kürzungen so gering wie möglich zu halten“, äußert sich die Fachschaft auf ihrer Facebook-Seite. In Zusammenarbeit mit anderen Fakultäten ist eine gemeinsame Protestaktion gegen die Kürzungen geplant. Auch dem Historischen Seminar wird in Zukunft weniger Geld zur Verfügung stehen. Es kalkuliert mit etwa 50 Prozent der bisherigen Mittel. Damit würden mehrere Lehraufträge für das Grundlagenstudium ausbleiben. Weiterhin entfällt die bisherige Bezuschussung von Exkursionen sowie die Unterstützung des Bibliotheksetats. Gürtel enger schnallen: Das Geld aus QSM wird fehlen



In der VWL ist sogar das Angebot von Pflichtveranstaltungen betroffen. Während im laufenden Semester für die Einführung in die VWL für 800 Teilnehmer 10 Übungen zur Vorlesung angeboten wurden, werden im Winter vermutlich nur noch zwei Übungen finanzierbar sein. Felipe Corral aus der VWL-Fachschaft stellt in Aussicht: „Voraussichtlich wird die Bibliothek Bergheim nur noch montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr geöffnet sein können.“ Auch für kleinere Institute wie Soziologie oder Musikwissenschaft hat der Wegfall der Mittel Konsequenzen. Beide sehen die Studierbarkeit ihres Faches in Gefahr. Im schlechtesten Fall sei es nicht mehr möglich das Fach in Regelstudienzeit abzuschließen, äußert sich Marvin Wittemann von der Fachschaft Musikwissenschaft. Eva Lindemann von der Fachschaft Soziologie betont, dass man sich definitiv an der Protestaktion beteiligen werde. Nachdem die Uni-Einrichtungen nun über den Rahmen der Kürzungen in Kenntnis gesetzt wurden, werden noch in dieser Woche die Dekane über die genaue Verteilung der Mittel für die Jahre 2015 und 2016 informiert, teilte Uni-Sprecherin Marietta Fuhrmann-Koch dem *ruprecht* mit. (hnb, jkl, sko)

Eine Frage des Prinzips

StuRa diskutiert Aufwandsentschädigung

FORTSETZUNG VON SEITE 1

Wer sich im StuRa oder der Verfassten Studierendenschaft (VS) engagiert, tut das fast immer, ohne Geld dafür zu bekommen – selbst wenn er oder sie 20 oder gar 40 Stunden pro Woche in sein Amt steckt. Doch nach Rücktritten und angesichts von zahlreichen unbesetzten Stellen flammt im StuRa nun erneut die Debatte um Aufwandsentschädigungen auf.

Bislang bekommen der Wahlausschuss, die Wahlhelfer und die Sitzungsleitung des StuRa eine geringe Aufwandsentschädigung, finanziert aus dem allgemeinen Haushalt des StuRa und aus den VS-Beiträgen der Studierenden. Ansonsten galt bisher der Konsens: Ämter in der VS sind unbezahlte Ehrenämter. Inzwischen gehen die Meinungen auseinander, einige Gruppierungen im StuRa können sich durchaus vorstellen, Geld für bestimmte Ämter zu bezahlen. Die Gegner der Entschädigungen bezweifeln dagegen, dass sich durch eine Bezahlung mehr Studierende engagieren würden. Sie wollen vor allem die internen Kosten des StuRa möglichst niedrig halten.

Auf Anfrage des *ruprecht* erklärt zum Beispiel der RCDS: „Der StuRa sollte keine Plattform sein, um die Zwangsbeiträge der Studenten in die Taschen der Referenten und Funktionsträger umzuschichten.“ Auch die Liberale Hochschulgruppe sieht die Gefahr, dass der StuRa sich „zu einer teuren Selbstverwaltung“ aufblasen könnte. Die Fachschaft Theologie ist sich sicher, dass ein solches Ausgabeverhalten „schwer vermittelbar“ sei, daneben prophezeit die Fachschaft Jura das „Unverständnis“ der Studierenden. Grundsätzlich sollte der StuRa laut der FS Theologie rein ehrenamtlich bleiben, denn er habe noch nicht den „Status eines Dach-

systems“ für alle studentischen Gruppen erreicht.

Dem widersprechen die Befürworter vehement: Die Grüne Hochschulgruppe, der SDS, die WiSo-Liste und die Fachschaften VWL und Medizin pochen übereinstimmend auf die Wichtigkeit von Posten wie dem Vorsitz oder dem Finanzreferenten. Sie seien für die Aufgaben der VS essentiell und sowieso gesetzlich vorgeschrieben. Eine funktionierende VS komme „letztendlich allen zugute“ (WiSo-Liste/VWL), ohne sie „leideten alle Studierenden kollektiv“ (SDS).

Während die Entschädigungsgegner kein vermehrtes Engagement durch Bezahlung erwarten, bedauert die WiSo-Liste, dass „in vielen Positionen und Ämtern tolle Arbeit geleistet wird, diese aber aufgegeben werden muss, weil es zeitlich neben Studium und Nebenjob leider nicht reicht.“ Der SDS hofft, durch Aufwandsentschädigungen finanzielle Hürden für das arbeitsintensive Engagement zu überwinden: „Die soziale Selektivität politischer Ämter der Verfassten Studierendenschaft, also dass nur die sozial besser gestellten Studierenden sich politisches Engagement leisten können, würde damit wirksam bekämpft werden.“ Welche Ämter letztendlich Aufwandsentschädigungen bekommen könnten sowie die genaue Höhe dieser Zahlungen wäre hingegen für die meisten Befürworter noch diskutabel.

Ein Blick über den Heidelberger Horizont hinaus zeigt: Aufwandsentschädigungen für VS-Ämter sind keine Seltenheit und teilweise schon lange etabliert. So bekommen beispielsweise Studierende in Dresden, Leipzig oder Darmstadt Geld für ihr Engagement in der VS ihrer Uni. Die Höhe reicht von geringen Beträgen bis zu mehreren Hundert Euro pro Monat. (sko)

„Verwaltung ist viel wert“

Interview mit dem StuRa-Finanzreferenten

INTERVIEW:
SIMON KOENIGSDORFF

Wie viel Zeit brauchst du wöchentlich für dein Amt?

WOLF WEIDNER: Insgesamt investiere ich zur Zeit wenigstens fünf Wochenstunden. Würde ich alles tun, was ich für das Amt eigentlich tun müsste, wären das eher 12 bis 15 Wochenstunden. Ich schreibe aber zum Beispiel keine Quartalsberichte, und komme nicht mehr in die Refkonf-Sitzungen. Ich mache also nur das absolute Minimum. Das Problem ist, dass ich nicht mehr einen so lukrativen Nebenjob habe wie früher und auf einen Hiwi-Job angewiesen bin. Ich habe so nicht mehr die Zeit, das vernünftig zu machen. Es bleibt nichts Großes liegen, aber ich halte es schon für sinnvoll, dann mein Amt zur Verfügung zu stellen.

wurde gehofft, dass sich Menschen finden, die sich engagieren. Ich denke, das größte Problem ist, dass die Heidelberger Studierendenschaft über weite Strecken unpolitisch ist. Ich habe von einigen gehört, die sich gerne engagieren würden, aber sie können es sich ohne Entschädigung eben nicht leisten.



StuRa-Finanzreferent Wolf Weidner

Als Gegenargument wird häufig gesagt, dass die VS-Beiträge nur für die Studierenden verwendet werden sollten. Siehst du einen Mehrwert für alle Studierenden durch Aufwandsentschädigungen?

Das ist ein Scheinargument, zu sagen, dass die Gelder dann nicht bei den Studierenden landen. Ein flüssig funktionierender Verwaltungsapparat ist sehr viel wert. Die Leute könnten ihre Gelder viel schneller und transparenter abrufen. Ich würde gerne ein Online-Formular für Finanzanträge einführen. Das wären alles Dinge, die direkt den Engagierten zugute kämen und die nur schwer in Geld zu bemessen sind. Und dass wir einen ordentlichen Haushalt haben müssen, ist eine gesetzliche Vorgabe. Wenn wir im Augenblick niemanden finden, der das unentgeltlich macht, dann muss man eben dafür bezahlen.

Im StuRa wird in den nächsten Sitzungen eine Aufwandsentschädigung für den Finanzreferenten verhandelt. Würde das deine Situation verändern?

Klar, ich arbeite momentan zehn Stunden in der Woche. Ohne wäre es kein Problem, das Amt weiterzumachen. In dem Antrag geht es ja um den Bafög-Höchstsatz, den bräuchte ich nicht vollständig, aber andere Leute, die kein Bafög oder Geld von den Eltern kriegen, bräuchten das Geld vermutlich schon.

Waren fehlende Aufwandsentschädigungen aus deiner Sicht ein Grund dafür, dass unter anderem das Finanzreferat zeitweise unbesetzt war?

Meiner Einschätzung nach ist das Finanzreferat insbesondere unattraktiv, weil es viel Arbeit bedeutet und keine politische Arbeit im klassischen Sinn ist, sondern ein Verwaltungsamt. Weil wir eine so große Uni sind,

Die Vertrauensfrage

Eine umstrittene Finanzpolitik und fragwürdige Personaldebatten sorgen für Unruhe in der Hochschulpolitik. Was ist nur los im StuRa?

VON KAI GRÄF

Politikverdrossenheit ist ein großes Wort – und doch könnte es einigen Studentenvertretern schon in der zweiten Legislaturperiode des Heidelberger StuRa gelingen, das hochschulpolitische Vokabular um diesen Terminus zu erweitern. Wer die Sitzungen des Rates verfolgt, muss zunehmend den Eindruck gewinnen, dass hier Debatten ausgetragen werden, die mit dem Wohl und Interesse der Studentenschaft bemerkenswert wenig zu tun haben. Zwei Beispiele aus den letzten Wochen.

Der studentischen Initiative Querfeldein (der auch der Autor dieses Beitrags angehört), die Gesprächsabend mit prominenten Gästen aus Politik und Kultur veranstalten will, war es für ihre Auftaktveranstaltung gelungen, nicht nur den ARD-Literaturkritiker Denis Scheck als Gast zu gewinnen, sondern auch die Unterstützung der Landeszentrale für politische Bildung. Weil ihnen zur Deckung des Budgets noch mindestens 500 Euro fehlten, beantragte Querfeldein eine Finanzierung durch den StuRa, dessen üppig gefüllte Haushaltskasse unter anderem genau solchen Zwecken dienen soll. In der Vergangenheit wurde so etwa das feministische Ladyfest fast ausschließlich aus studentischen Geldern finanziert.

Der Antrag der Initiative Querfeldein war allerdings in der Referatekonferenz, dem Exekutivorgan des StuRa, wegen Vorbehalten gegenüber dem Veranstaltungsgast zunächst abgelehnt worden. Denis Scheck, der sich in seiner Sendung gegen die Streichung des Wortes „Neger“ in Kinderbüchern ausgesprochen und sich dazu schwarz anmalen lassen hatte, ist in den Augen der Referatekonferenz ein „ausgemachter Rassist“ und „Rechtsradikaler“ und wurde daher für nicht

Einzelne forderten die Amtsenthebung des Pressereferenten

unterstützungswürdig befunden. Erst nach einem zweiten Antrag im Rat erklärte sich das Plenum der Studentenvertreter bereit, die Veranstaltung doch noch zu bezuschussen.

Nimmt man die umstrittene und von Rektoratsseite inzwischen für rechtswidrig erklärte Finanzierung des Busses zur Blockupy-Demonstration mit in den Blick, hegt sich der Verdacht, dass die Entscheidung darüber, wofür studentische Gelder ausgegeben werden, davon abhängt, ob die jeweiligen Inhalte mit dem ideologischen Standpunkt der Studierendenvertreter konform gehen.

Doch nicht nur auf Sachebene

scheint man lieber ideologisch zu kämpfen statt politisch zu arbeiten. Eine persönliche Ebene ist erreicht, wenn in der Fachschaft Geschichte ein Antrag diskutiert wird, den Presseferenten des StuRa, Lukas Hille, seines Amtes zu entheben. Hille hatte sich über seinen privaten Facebook-Account kritisch gegenüber islamistischem Terrorismus geäußert und demgegenüber seine eigene, christliche Glaubensüberzeugung entgegengestellt. Für „Volksverhetzung“ halten das die Initiatoren des Antrags und verlangen Hilles Abwahl. Lukas Hille selbst begriff die Kritik als „Angriff gegen mich als Person“ und führt sie auf frühere Debatten zurück: „Dahinter steht eine länger angestaute Wut.“

Bei Redaktionsschluss war noch nicht abzusehen, inwieweit in der nächsten StuRa-Sitzung tatsächlich ein Abwahl-Antrag gestellt werden wird. Ebenfalls unklar ist bislang, was die Statuten für diesen Fall vorsehen. Allein die Diskussion um private Facebook-Posts zeigt jedoch, auf welches Niveau die politische Kultur im StuRa herabzusinken droht. Das Auftreten Einzelner, denen die Hochschulpolitik das Ausleben ihrer Profilneurosen und ideologischen Dogmen ermöglicht, droht das Ansehen des StuRa in der Studentenschaft in Mitleidenschaft zu ziehen. Wenn Denunziation und die Einschränkung von Diskussionsfreiheit in Zukunft zu den Mitteln der

Heidelberger Hochschulpolitik gehören sollten, wird das Vertrauen in die junge Institution schnell schwinden. Dabei bleibt es traurige Ironie, dass die Verantwortlichen in ihrem Verhalten genau die autoritären Gesten reproduzieren, gegen die studentische Mitbestimmung eigentlich ein Gegengewicht bilden soll.

ANZEIGE

Duales Studium im Wochenmodell

Jede Woche 20 Stunden studieren und 20 Stunden arbeiten



Studiengänge:

Betriebswirtschaftslehre in 12 Fachrichtungen

z.B.:

- Hotel- und Tourismusmanagement
- Event-, Messe- und Kongressmanagement
- Marketingkommunikation und Public Relations
- Sportmanagement etc.

Sozialpädagogik & Management



Jetzt bewerben!
Rohrbacher Straße 3
69115 Heidelberg
Tel. 06221 432097-12
www.iba-rhein-neckar.com



iba Internationale
Berufsakademie
University
of Cooperative Education

STUDIUM BUNDESWEIT

Hochschule in Kürze



Foto: Christian Dembowski (CC BY-NC-ND 2.0)

Blockupy-Bus war rechtswidrig

Die Finanzierung eines Busses zur Blockupy-Demonstration anlässlich der EZB-Eröffnung durch die Verfasste Studierendenschaft (VS) im März war unzulässig. Zu diesem Schluss kam das Rektorat, das die Rechtsaufsicht über die VS führt. Das Referat für Politische Bildung der VS hatte den Bus zu den Protesten, bei denen es zu Ausschreitungen gekommen war, mit 500 Euro bezuschusst – und damit zweckentfremdet, wie das Rektorat nun feststellte. Nicht beanstandet wurde hingegen die Veranstaltung einer Podiumsdiskussion im Vorfeld der Proteste, die sich innerhalb der Grenzen des Neutralitätsgebots bewegt habe. Von Seiten des StuRa wollte man sich zum Ergebnis der rechtlichen Prüfung noch nicht äußern. Auf einer Sondersitzung soll darüber entschieden werden, ob man gegen das Ergebnis Widerspruch einlegen wird. Da das Geld jedoch offenbar noch nicht ausgezahlt wurde, dürfte auch eine Rücknahme des Beschlusses möglich sein. (kgr)

Ungleiche Startchancen

Laut einer Studie des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) werden im kommenden Wintersemester durchschnittlich 42 Prozent aller Studienfächer zulassungsbeschränkt sein. Damit ist der Anteil der Fächer mit Numerus Clausus um 3,5 Prozent gefallen, liegt aber nach wie vor auf hohem Niveau. Der NC ist erneut in die Kritik geraten, nachdem eine Debatte um die Vergleichbarkeit des Abiturs aufgekommen war. In Thüringen erreichten 37 Prozent eine Eins vor dem Komma, in Niedersachsen lediglich 15 Prozent. Damit liefert der NC ungleiche Startchancen für Studienanfänger. „Gerade die Universität als wissenschaftliche Institution ist angehalten, sich nicht auf einen einfachen Wert wie die Abiturdurchschnittsnote zu verlassen“, so Manfred Prenzel vom Wissenschaftsrat. Ergänzend könnten Eignungsprüfungen und Vorstellungsgespräche durchgeführt werden. (jop)

Das Glück der Feldarbeit

Viele Städter sehnen sich nach frischem Gemüse aus Eigenanbau. Kleingärten zum Mieten machen dies nun in Heidelberg möglich

VON MICHAEL ABSCHLAG

Seit Tagen lag die drückende, lähmende Hitze des Sommers über den Feldern. Nun aber hat es abgekühlt, am Himmel hängen ein paar langersehnte Wolken. Darunter erstreckt sich das Feld, sattes Grün sprießt in wohlgeordneten Reihen aus der Erde hervor, im Hintergrund erheben sich die Ausläufer des Odenwaldes.

Das Feld liegt einsam in der klaren Morgenluft, noch ist niemand hier. Denn es sind keine Bauern, die es bewirtschaften, sondern Hobbygärtner: Studenten und Rentner, junge Familien und Arbeitnehmer. Sie alle haben sich einen kleinen Garten auf einem Feld am Rande Heidelbergs gepachtet, um sich als Gärtner zu

versuchen und hier, abseits der Stadt, mitten in der Natur, ihr eigenes Gemüse anzubauen.

Vor sechs Jahren gründeten zwei junge Frauen die Initiative „meine Ernte“, um Eigenversorgung und gesunde Ernährung zu fördern. Damit haben sie offenbar einen Trend entdeckt: Inzwischen verpachtet ihr Verein Felder in etlichen deutschen Großstädten, darunter Berlin, Hamburg und Frankfurt. In Zeiten, in denen es vor allem junge Menschen vom Land in die Städte zieht, scheinen sich viele zugleich nach ein wenig Landleben zurückzusehen. Das Gärtnern bedeutet viel Arbeit, verspricht aber im Gegenzug Gemeinschaft, Bewegung an der frischen Luft, gesundes Essen aus eigenem Anbau – und nicht zuletzt das erhe-



Auf der zwei Hektar großen Grundfläche erstrecken sich 50 Gemüseгärten

bende Gefühl, am Ende das Produkt seiner eigenen Arbeit genießen zu können.

Inzwischen gibt es deshalb auch in Heidelberg solche Gärten. Sie liegen im Neuenheimer Feld, hinter dem Sportzentrum Nord, umgeben von Pferdekoppeln, Getreidefeldern und Obstwiesen.

Das Gelände gehört der Biobaumschule Wetzels, die eine Fläche von insgesamt zwei Hektar zur Verfügung stellt. Eingeteilt ist sie in fünfzig gleich große, längliche Parzellen. Für knapp 200 Euro pro Saison kann jeder einen dieser Gärten mieten und bearbeiten. Die Parzellen sind zwei Meter breit

und 20 Meter lang, dazwischen verlaufen schmale Fußwege. Sie sind alle gleich aufgebaut: Zuerst kommt ein Wunschbeet, das man nach eigenen Vorlieben bepflanzen kann, dahinter folgen in vorgegebener Reihenfolge verschiedene Gemüsesorten. Diese Aufteilung wird von „meine Ernte“ übernommen, ebenso wie die Vermietung der Gärten. „Wir stellen nur das Feld zur Verfügung“, erklärt Frank Wetzels, Besitzer der Baumschule und Verpächter der Flächen.

„Um die Verwaltung kümmern wir uns nicht, das wäre auch zu viel Aufwand neben unserem Betrieb.“ Mitte März werden die Parzellen von einem Gärtner vorbestellt, im April findet dann ein Einführungswochenende statt. Von da an übernehmen die Hob-

bygärtner. Auf Wunsch erhalten sie Ratschläge und Werkzeuge, einmal pro Woche findet eine Sprechstunde statt.

Die Gärtner gehören allen Altersgruppen an, auch Studenten und junge Familien sind dabei. Einige teilen sich ihre Beete zu dritt oder viert. Grundsätzlich bleibt einem selbst überlassen, wie man sein Feld bestellt, deshalb finden sich gepflegte neben eher verwilderten Gärten. Ein paar Grundregeln gibt es aber: So dürfen etwa nur Biosaatgut und -setzlinge verwendet werden.

Was wann angebaut wird, richtet sich grob nach dem Lauf der Jahreszeiten, aber auch stark nach der Witterung. „Genau im Voraus planen lässt sich das nicht“, so Wetzels. Generell sei es sinnvoll, sich zwei- bis dreimal die Woche um das Feld zu kümmern.

Die Arbeit bringt Spaß und frisches Gemüse. Finanziell lohnt es sich nicht. „Das, was ich ernte, reicht gerade mal zur Selbstversorgung“, erklärt eine Studentin, die einen der Gärten gemietet hat. „Gelegentlich bleibt etwas übrig, was ich dann an Freunde verschenke.“

Im Herbst werden die letzten Ernten eingefahren, im Oktober das Feld stillgelegt und abgegeben. Dann ruhen die Arbeiten für ein halbes Jahr.

Wird sich der Trend halten? Es ist zumindest wahrscheinlich. Schon das „Urban Gardening“, die Begrünung der Innenstädte, zeugt von einer neuen Sehnsucht nach Natur. Solange Menschen das Bedürfnis haben, der Stadt zu entfliehen und ihre eigenen Lebensmittel anzubauen – solange wird es auch die Felder am Rande Heidelbergs geben.

Blutgruppe: Alkohol

Sieben Medizinstudenten und ein angehender Historiker sorgen seit Oktober für frischen Wind in der Handschuhsheimer Landstraße

An die Tür geklopft (III)

Bereits nach wenigen Minuten entbrennt eine Prestige-Diskussion, ob Zahnmediziner vollwertige Ärzte sind. „Sie sind schon tolerierbar“, scherzt die angehende Humanmedizinerin Monika, mit einem Augenzwinkern in Richtung der empörten Blicke am Tischende. Die Sticheleien werden jedoch nicht in der Mittagspause in der Feldmensa, sondern am Frühstückstisch einer WG in Neuenheim ausgetauscht.

Mit Anne, Caro, Theresa, Regina, Monika, Moritz und Flo sind gleich sieben der acht Bewohner Studenten der Human- oder Zahnmedizin. Allein David vertritt als zukünftiger Historiker die Geisteswissenschaften. „Von uns war das so nicht geplant, aber wir haben kein Mitspracherecht bei der Auswahl unserer Mitbewohner“, erzählt Theresa. Befürchtungen vor einem medizinischen Kollaps blieben unbegründet, denn die Halbgötter in Weiß trotzten dem Streber-Klischee. Statt lateinischem Fachvokabular lassen sie ihre legendären Partys für sich sprechen. „Beim letzten Mal waren fast 200 Leute hier“, prahlt David.

Raum zum Feiern gibt es genug. In der alten Villa an der Handschuhsheimer Landstraße gibt es neben den acht geräumigen Zimmern einen Keller-raum mit Tischkicker und einen Dachstuhl für unangekündigte Übernachtungsgäste. Überhaupt zeugen Kirchenfenster und Fototapeten von dem eigenwilligen Stil der Vermieter „Jörg und Renate“, die noch ab und zu Postkarten bekommen, inzwischen aber ausgewandert sind.

Über die neue Hausbewohnergeneration freuen sich auch die umliegenden Anwohner. „Bei unserer ersten Party standen unsere Nachbarn einmal mit einer Flasche Whiskey vor der Tür und haben mitgefeiert“, erinnert sich Anne. Mitgefeiert haben aber auch



Allein unter Medizinern: David ist das Versuchskaninchen der WG

andere ungeladene Gäste, sodass am nächsten Morgen die Villa kaum wiederzuerkennen war: fehlende Türklinken, Blutanagramme an den Wänden und ein betrunkenen Drogendealer auf dem Sofa. „Eigentlich war der ganz nett. Er hat sogar noch mit aufgeräumt“, lacht Theresa. Die Party-WG hat inzwischen einen so gefestigten Ruf, dass selbst Passanten inzwischen auf Verdacht vorbeischaun. „Manchmal klingelten nachts Leute und wollten Bier“ berichtet David.

Unmut kommt nur selten auf. Die klassischen WG-Dramen spielen sich entweder in der Küche oder vor der Waschmaschine ab. Während ab und zu gekochtes Essen spurlos von der Herdplatte verschwindet, fehlen in der Waschküche am Ende des Monats Waschmarken.

Die Knappheit ist jedoch das geringste Problem, denn pro Waschgang müssen die Studenten zwei Euro zahlen. „Am Anfang hat unser Vermieter sogar das Doppelte verlangt, weil er befürchtete, dass wir für unsere Kommilitonen Waschpartys veranstalten könnten“, erklärt Moritz.

Inzwischen sind die Portemonnaies der Nachwuchsakademiker so gebeutelt, dass sie überlegen, sich selbst eine Waschmaschine zuzulegen. Von

dieser Investition könnte dann auch der zukünftige neunte Mitbewohner profitieren, denn mit der „Harry-Potter-Kammer“ unter der Treppe und einem verschlossenen Kellerzimmer existiert bereits Platz für ein neues WG-Mitglied. Einzig mutig sollte der Neuzugang sein, denn die Geister von Jörg und Renate – da sind sich die acht Bewohner einig – sind noch nicht ausgezogen. „Als wir eingezogen sind, ging nachts plötzlich das Licht an, weshalb ich immer mit Caro in einem Zimmer geschlafen habe“, erinnert sich Anne, die von allen als WG-Mutter bezeichnet wird. Trotz Kellergeruchs und teurer Wäsche – zumindest die medizinische Grundversorgung wäre für neue Mitbewohner schon gesichert.

(aig, fha)

WG gesucht

Ob draufgängerische Kommune oder Gemeinschaft von Bundfaltenfans – nirgendwo gedeiht das studentische Leben prächziger als in den Biosphären von WGs. Der *ruprecht* wird für die nächsten Ausgaben bei Heidelberger Wohngemeinschaften klingeln. Kennt ihr außergewöhnliche, spannende oder besonders urige WGs oder seid gar selbst Teil von einer? Dann schreibt uns: post@ruprecht.de

Topf und Deckel

Neues Internet-Start-Up hilft Masterstudenten

Jeder Topf findet seinen Deckel. Mit diesem Spruch machen seit jeher Mütter ihren verzweifelten Single-Kindern Mut, dass der richtige Partner doch irgendwo auf sie wartet. Seit gut einem Monat trifft diese Binsenweisheit dank des neuen Onlineportals „die-masterarbeit.de“ auch auf Abschlussarbeit suchende Masterstudenten zu. Über die Seite werden sie mit Unternehmen in Verbindung gebracht, die Masterarbeitsstellen anbieten. Suchende können sich auf der Seite nach Fachgebieten durch die angebotenen Themen klicken oder sich per E-Mail über neue Stellen informieren lassen.

Hinter dem Projekt stehen Niels Reinhard, Leon Näsemann und Stefens Büna. Die drei kennen sich aus dem Studium in Dresden und Kopenhagen. Die Idee zu dem Projekt entstand, als Niels und Leon selbst auf der Suche nach einem Masterarbeitsthema waren. Keiner im Team sei ein großer Fan von Flyern und Karrieremessen, die Idee eine Onlineplattform zu schaffen, auf der man von zu Hause aus auf die Suche nach passenden Themen und Unternehmen gehen kann, war geboren. „Eine Arbeit in Zusammenarbeit mit einem Unternehmen zu schreiben ist besonders interessant, um an einem Thema zu arbeiten, das nicht sofort in der Schublade verschwindet“, erzählt Steffen. Genau diese Vorstellung macht die Zusammenarbeit von Masterstudenten und Unternehmen so attraktiv. Zum einen können die Studenten ihre theoretisch erlernten Methoden aus Vorlesungen und Seminaren nun zur Lösung eines konkreten Problems verwenden. Andererseits kann es ein Türöffner sein, die Masterarbeit in einem bestimmten Unternehmen zu schreiben. Oft schließt sich an die Zusammenarbeit ein fester Arbeitsvertrag an. Allerdings sollte unbedingt darauf geachtet werden, Thema und Arbeit eng mit dem Lehrstuhl

und dem zuständigen Betreuer abzustimmen, da letztendlich die Universität den Abschluss verleiht. Außerdem muss gelegentlich mit einem erhöhten Zeitdruck gerechnet werden, da die Unternehmen an schnellen Ergebnissen und Lösungen für das zu bearbeitende Problem interessiert sind.

Attraktiv ist „die-masterarbeit.de“ vor allem für Studenten aus naturwissenschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Gebieten. Momentan gibt es auf der Internetseite knapp 1400 angebotene Themen – davon sind aber nur ungefähr 60 aus anderen Disziplinen. „Im ersten Schritt greifen wir auf bestehende Fragestellungen von Unternehmen zurück und die Praxis von Masterarbeiten in Unternehmen ist aktuell stärker in technischen Fächern ausgelegt. Wir arbeiten konstant daran, unser Angebot für Studierende aus geisteswissenschaftlichen Fächern zu erweitern“, erläutert Steffen das weitere Vorgehen des Teams.

Das „Topf-sucht-Deckel-Prinzip“ findet auch auf politischer Ebene Anklang; „die-masterarbeit.de“ wird von Exist, einem Programm des Bundeswirtschaftsministeriums und des europäischen Sozialfonds gefördert. Das Programm richtet sich an Studenten oder Absolventen, die „innovative wissenschaftliche Dienstleistungen, die auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhen“, planen. Die Förderungsdauer beträgt ein Jahr. Büna ist zuversichtlich, dass das Projekt noch weiter wachsen wird. „Unsere Seite ist seit vier Wochen online. Seitdem wurden unsere Themen gut 250 000 Mal angeklickt. Täglich sind aktuell etwa 500 Nutzer auf der Suche nach Themen auf unserer Webseite.“

Verkuppelt werden künftig also nicht mehr nur heiratswillige Elitelpartner, sondern auch Masterstudenten, die den Sprung in die Praxis wagen wollen.

(kap)

VON MONIKA WITZENBERGER

Jeder kann soweit kommen, wie er möchte!“ Ein Leitsatz, der schwer vorstellbar ist, wenn geübte Capoeiristas Sprungtritte, Salti und akrobatische Manöver in einem schon fast spielerisch anmutenden Kampf gegeneinander ausspielen. In der Hochschulsportgruppe Capoeira scheint dieser Spruch Devise geworden zu sein. Hier trainieren jeden Dienstag Anfänger und Fortgeschrittene miteinander die immer populärer werdende brasilianische Kampfsportart. Sobald ein Neuling an einer komplizierteren Schrittfolge oder den typischen Trittbewegungen scheitert, sind erfahrenere Teilnehmer zur Stelle.

„Wir fokussieren diese Gruppendynamik, da Capoeira nur in der Gruppe richtig erlernt werden kann“, meint Trainer Markus Wingerath, der selbst vor neun Jahren als Geschichtsstudent in der seit 2003 bestehenden Hochschulsportgruppe Capoeira angefangen hat. Bis jetzt ist er dabei geblieben und darf als „graduierter“ Schüler selbst unterrichten. Die blaue Kordel an der sonst weißen Trainingskleidung ist visuelles Zeugnis dafür. Ähnlich wie bei anderen Kampfsportarten gibt es in Capoeira ein Stufensystem – allerdings werden keine Prüfungen abgelegt. Vielmehr

Heute schon gejodelt?

Freie Meinungsäußerung ohne Konsequenzen – „Jodel“ macht's möglich. Ein Kurznachrichtendienst für Studierende „gegen den übertriebenen Personenkult in sozialen Netzwerken“, so beschreibt es der Gründer Alessio Avellan Borgmeyer. Oder, um es mit den Worten eines Nutzers zu sagen: „Jodel ist die moderne Klowand.“

Entwickelt wurde die kostenlose App von Studierenden der RWTH Aachen; über 400 000 User in ganz Europa kann das Start-Up nach einem knappen Dreivierteljahr verbuchen. Man braucht kein Profil, um Inhalte zu veröffentlichen, alles läuft über einen anonymen Newsfeed. Auf Anonymität folgt, wer hätte es gedacht, eine andere Beitragskultur als beispielsweise bei Facebook oder Twitter. Weniger Selbstdarstellung, dafür peinliche Alltagserlebnisse und intime Geständnisse. Beiträge können „upgevotet“ und „downgevotet“ werden, bei zu vielen Downvotes wird der Post gelöscht. Als User erhält man alle Beiträge in zehn Kilometern Umkreis; viele der Heidelberger Posts haben einen Bezug zu der Stadt und deren Studentenleben.

Zuletzt dominierten Beschwerden über die nordpolähnlichen Temperaturen in der UB; während der Hitze-
welle der darauffolgenden Woche
quoll „Jodel“ dann über vor dankbaren
Posts über die dortige Klimaanlage.
Wirklich interessanten Klatsch und
Tratsch über die Uni erfährt man eher
nicht, stattdessen wird fleißig über
die Kommilitonen hergezogen. „Du
weißt, du studierst das Falsche, wenn
du in der Vorlesung sitzt und das ein-
zige, das du denkst, ist: igit, Juristen.“

Zwischendurch stellt ein Jodler eine Frage, in den Kommentaren wird dann darüber diskutiert; zum Beispiel, ob man im Neckar baden sollte oder lieber nicht.

Ab und an stößt man auf einen Beitrag, der einen „Süßen aus der vorderen Reihe im Heuschauer“ preist, auch wenn sich „Jodel“ aufgrund der Anonymität wohl eher schlecht für Flirtversuche eignet. Private Nachrichten sind nicht möglich, einzig Kommentare können hinterlassen werden. Es ist eine Anlaufstelle für schüchterne Komiker, Lästermäuler und Hobbyphilosophen, eben für diejenigen, die ansonsten gerne auf Klawände schreiben. (jol)

Tänzerischer Kampf

Die brasilianische Kampfsportart Capoeira erfreut sich immer größerer Beliebtheit. Auch in Heidelberg

entscheidet der Lehrer, welche Kordel der Schüler verdient. Anfänger erhalten die „corda crua“, die rohe Kordel. Die höchste Stufe ist die des „Mestre“ oder Meisters mit einer roten Kordel.

Einige der Teilnehmer sind erst seit einem Semester dabei, ein paar schon seit Jahren. Die Begeisterung für Capoeira teilen alle. Am Anfang des Trainings fängt Markus mit einfachen Schrittfolgen an. Stufenweise werden immer mehr Elemente eingebaut bis eine flüssige Bewegungsserie entsteht. Bezeichnungen wie „Ginga“, „Banda“ oder „Meia-Lua“ begleiten die Ausführungen.

„Capoeira ist supercool! Am Anfang ist es etwas verwirrend, aber sobald man die Namen im Kopf hat, funktioniert es“, meint die Medizinstudentin Luisa lachend in der kurzen Pause zwischen zwei etwas komplizierteren Bewegungsabläufen.

Weiter geht es im Training mit der Imitation des Gegners. Immer ein Paar stellt sich gegenüber und führt

spiegelverkehrt dieselben Bewegungen aus. Ein Rad schlagen, sich auf den Boden abrollen und wieder aufstehen – alles möglichst ohne den Gegner aus dem

Auge zu lassen. Eine rasante Einlage der fortgeschrittenen Teilnehmer, die synchron ein Rad nach dem anderen durch die Halle schlagen, sorgt für Applaus und eine kleine Verschnaufpause.

„Capoeira ist das beste Bauch-Beine-Po-Training, das es gibt“, meint Markus grinsend. Aber Capoeira ist nicht nur ein Sport, sondern setzt sich vielmehr aus drei Komponenten zusammen: dem Kampf, der „Roda“ und der Musik. Was es mit den letzten zwei Punkten auf sich hat, wird in der letzten halben Stunde des Trainings klar. Alle Teilnehmer bilden einen Kreis um zwei Kontrahenten, die sich



In der „Roda“ wird gespielt, geklatscht und gesungen

anfangs nahe dem zentral stehenden „Berimbau“-Spieler gegenüber hocken. „Berimbau“ ist ein zu Capoeira gehörendes Musikinstrument, bestehend aus einem stabilen Holzstab, an dem eine Saite aus Autoreifendraht aufgespannt ist. Meistens ist der Trainer gleichzeitig der Musiker, da er mit dem Instrument den Rhythmus des Kampfes, oder – wie es im Capoeira genannt wird – „Spiel“ vorgeben kann. Begleitet wird die „Berimbau“ von dem tambourinähnlichem „Pandeiro“. Je nach Rhythmus müssen die Gegenspieler ihr Tempo von den langsameren, bodennahen Bewegungen zu schnelleren, höheren Tritten und Akrobatiken wechseln. Während in der Mitte des Kreises miteinander gespielt wird, klatschen und singen alle in der „Roda“ Stehend zum Takt der Musik. Hier gilt es nicht den Gegner zu Fall zu bringen, sondern in einem harmonischen Vor- und Rückspiel, Abwehr und Verteidigungsbewegungen aufeinander und auf die Musik abzustimmen. Jeder Teilnehmer im Kreis kann einen der Capoeiristas abklatschen und selbst

anfangen zu spielen. Das Schauspiel der „Roda“ lässt den Ursprung von Capoeira schon erahnen.

Anfang des 18. Jahrhunderts wurde es von afrikanischen Sklaven in Brasilien erfunden. Da es ihnen verboten war, Kampftechniken zu erlernen, tarnten sie ihre Übungen mit tänzerischen Elementen und Akrobatiken. In den „Quilombos“, den Niederlassungen geflohener Sklaven, entwickelte sich Capoeira schnell weiter und wurde gegen Sklavenjäger eingesetzt. Später fand es Verbreitung als primäre Straßenkampftechnik von urbanen Banden und wurde deswegen schon bald verboten. Mestre Bimba holte Capoeira wieder von der Straße, als nach einer seiner Vorführungen, das Verbot 1937 wieder aufgehoben wurde. Seitdem erfreut es sich immer größerer Beliebtheit überall auf der Welt. Die „Roda“ ist ein Gemeinschaftsleben, welches alle in der letzten halben Stunde noch einmal hat aufleben lassen. Einer der Studenten bringt es begeistert auf den Punkt: „Capoeira hat von allem etwas: Kampf, Sport und Musik!“

Demo auf zwei Rädern

Die Critical Mass fordert mehr Fahrradfreundlichkeit



Foto: dom

Für die Critical Mass gelten die selben Verkehrsregeln wie für ein einzelnes Auto

Es ist ein politisches Zeichen, aber es kommt eher still daher. Jeden letzten Freitag im Monat bildet sich in Heidelberg eine möglichst große, lose Gruppe an Fahrradfahrern, um auf die Belange des wohl beliebtesten (studentischen) Fortbewegungsmittels aufmerksam zu machen. Critical Mass nennt sich die Aktionsform, die in den USA der 90er Jahre entstanden ist. Ohne festgelegte Route fahren sie etwa eine Stunde kreuz und quer durch die Stadt. „Wir bringen ein wenig Chaos in die übliche Ordnung des Straßenverkehrs“, erzählt Dominic, der zum zweiten Mal an der Critical Mass Heidelberg teilnimmt. Zwar stellt die Idee eine eindeutige Botschaft dar, dennoch kommt sie ohne übertriebene ideologische Aufladung aus. Ob Aktivist oder doch eher Liebhaber von Fahrradgangs – mitfahren kann jeder. In Heidelberg treffen sich Interessierte seit verganginem Herbst regelmäßig. Treffpunkt ist jeweils um 18 Uhr der Universitätsplatz.

Nach §27 der Straßenverkehrsordnung entspricht eine Gruppe von mindestens 15 Fahrrädern einem geschlossenen Verband, für den die gleichen Verkehrsregeln gelten wie für ein einzelnes Fahrzeug. Konkreter bedeutet dies etwa, dass alle Beteiligten eine Ampel überqueren dürfen,

auch wenn sie zwischenzeitlich auf Rot gesprungen ist.

Deutschlandweit findet in über 30 Städten regelmäßig eine Critical Mass statt. In österreichischen Städten gibt es regelmäßig sogar Naked Bike Rides: Es darf bei der Critical Mass so viel nackte Haut wie möglich gezeigt werden.

Dass das ungeschriebene Gesetz der Priorisierung von Automobilbesitzern nicht die einzig umsetzbare Variante von Verkehrsführung darstellt, zeigen die Entwicklungen in Dänemark. In Kopenhagen genießen Fahrradfahrer Vorrang im Straßenverkehr: Es gibt mehrspurige Fahrradwege, Fahrrad-schnellwege für den Pendlerverkehr aus dem Umland und demnächst eine Grüne Welle, die an die Geschwindigkeit von Radfahrern angepasst ist. Andersorts setzte sich dafür schon der Begriff „kopenhagenerisieren“ durch.

Anders als in Städten wie Hamburg, wo im vergangenen Mai mehrere Tausend Radfahrer eine kritische Masse bildeten, fällt die Beteiligung in Heidelberg bisher mit 30 bis 40 Teilnehmern eher spärlich aus. Aber vielleicht könnte eine Critical Mass nach österreichischem Vorbild demnächst mehr Heidelberger auf die Räder locken und die Stadt kopenhagenisieren? (mov)

ANZEIGE

sas | THE POWER TO KNOW.

ENJOY JAZZ

NEU! Festivalpass
für Schüler,
Auszubildende
und Studenten
5 Konzerte für 55€*
schnell
anmelden!

*Es gibt beschränkte Kapazitäten für diese Tickets.
Infos: www.enjoyjazz.de oder www.facebook.com/enjoyjazz

**02. Oktober bis
14. November 2015**

Unterstützt von:

- BASF
We create chemistry.
- ALTEFEUERWACHE
- KARLSTORBAHNHOF
- dashaus
- DIE KULTUR
REGION RHEIN-NECKAR

17. Internationales Festival für Jazz und Anderes
Heidelberg Mannheim Ludwigshafen

Bis ins Jahr 1700 geht die Tradition der Kalenderberechnung im Astronomischen Recheninstitut in Neuenheim zurück. Ein Besuch im Sternepark

Die Hüter der Zeit



Robert Schmidt führt alljährlich die Berechnung der Kalenderdaten durch

„Ich arbeite in Futur III“ sagt Robert Schmidt zum Abschied und meint damit den Umstand, dass seine Kalenderberechnung stets drei Jahre im Voraus von seinen Kunden nachgefragt wird – dann aber erst drei Jahre später in der Bevölkerung von Interesse ist. Robert Schmidt ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Astronomischen Recheninstitut (ARI), das neben dem Institut für Theoretische Astrophysik und der Landessternwarte Königstuhl das Zentrum für Astronomie der Universität Heidelberg bildet.

Zwar nicht eine der bedeutendsten, aber interessantesten Aufgaben des

ARI ist die alljährliche Berechnung der Kalenderdaten. Sie stellt eine Service-Dienstleistung für die deutschen Verlage dar, die die Kalenderdaten in der gedruckten Publikation „Astronomische Grundlagen für den Kalender“ für rund 65 Euro erwerben können (Auflage: 200 Stück). Wahlweise werden die Daten gegen Aufpreis auch auf einer CD-ROM mitgeliefert. In dieser Publikation finden sich dann alle für die Veröffentlichung von Kalendern relevanten astronomischen Daten zusammengestellt: Neben den genauen Uhrzeiten der Sonnenauf- und untergänge sind

auch die christlichen beweglichen Feiertage einschließlich der einzigen Heiligenfeste der katholischen und evangelischen Kirchen aufgeführt. Bei diesen liturgischen Fragen greift Schmidt auf die Hilfe einer katholischen Theologin zurück.

Die Berechnung selbst erfolgt mit Hilfe eines von den Mitarbeitern des ARI vor Jahren selbst programmierten Computerprogramms und dauert weniger als eine Minute. Allerdings werden anschließend von Hand noch Korrekturen vorgenommen sowie die Ergebnisse überprüft. Von daher dauert der gesamte Prozess rund zwei Wochen. Das Computerprogramm wird von Robert Schmidt mit sogenannten Ephemeriden-Daten gefüttert. Diese werden von der NASA bereitgestellt und enthalten die exakten Planetenpositionen zu jedem Zeitpunkt in den Jahren von 1599 bis 2169. Aus diesen Rohdaten können dann die genauen Uhrzeiten der einzelnen Himmelsereignisse ermittelt werden.

Heute zählen rund 170 Verlage zu den Kunden des ARI. Auch wenn dem Institut mit ihren Grundlagen eine faktische Monopolstellung in Deutschland zukommt, besteht diese von einem rechtlichen Standpunkt aus betrachtet heutzutage nicht mehr. Zu früheren Zeiten war dies jedoch der

Fall: In dem „Kalenderpatent“ vom 10. Mai 1700 verlieh Kurfürst Friedrich III. (der spätere König Friedrich I. in Preußen), der kurz darauf gegründeten Akademie der Wissenschaften zu Berlin ein monopolartiges Privileg zur Herausgabe von Kalendern in seinem Staat. Diese Dienstleistung stellte damals die finanzielle Ausstattung der Akademie sicher. Aufgrund der gestiegenen Arbeitsbelastung mit den Berechnungen wurde 1874 das Recheninstitut zur Herausgabe des Berliner Astronomischen Jahrbuches gegründet.

Nach 1945 wurde der Hauptteil des Instituts von den amerikanischen Armeetruppen nach Heidelberg verlegt, sodass es nunmehr in Heidelberg-Neuenheim als staatliches Forschungsinstitut des Landes Baden-Württemberg seinen Aufgaben nachkommt. Die Herausgabe der Kalendergrundlagen ist heutzutage lediglich noch eine Nebentätigkeit, auch wenn ihre Ergebnisse letztlich in fast jedem Kalender und in fast jeder Tageszeitung in Deutschland abgedruckt werden. Ist die Berechnung einmal vorgenommen, widmet sich Robert Schmidt seiner Forschung über den Gravitationslinseneffekt. (mkr)



Heidelberger Notizen



Flüchtlingsgräber errichtet – Die Aktion des „Zentrums für politische Schönheit“, für die an Europas Außengrenzen zu Tode gekommenen Flüchtlinge anonyme Gräber zu errichten, hat auch in Heidelberg Nachahmer gefunden. Unter anderem auf der Grünfläche neben der Stadtbücherei haben Studenten ein symbolisches Grab errichtet und in einer Andacht der Toten gedacht (Foto). Die RNZ wusste darüber lediglich zu berichten, dass die Aktion „illegal“ gewesen sei. (kgr)

Ein Supermarkt für die Altstadt? – Seit fast zwei Jahren steht der „Wormser Hof“ leer und noch immer ist ungewiss, was auf die ehemaligen Kinos Lux-Harmonie folgt. Nachdem es über 60 Absagen von Textilhändlern gegeben hatte, reichte Axel Manthey, Eigentümer des Gebäudes, nun einen Nutzungsänderungsantrag bei der Stadt ein. Gegen den Willen von Oberbürgermeister Eckart Würzner möchte Manthey in der hinteren Hauptstraße eine größere Supermarktkette eröffnen. Laut RNZ-Informationen haben Rewe, Edeka und Tegut Interesse angemeldet – vor 2017 wird es aber keine Eröffnung geben können. (fha)

Heidelwood? – Zwischen den Sonnenanbetern auf der Neckarwiese wurde drei Wochen eifrig gedreht. Grund dafür ist die neue ARD-Serie „Hotel Heidelberg“, die nächstes Jahr im Ersten ausgestrahlt werden soll. Die Hauptfigur der Serie namens Annette Kramer erfüllt dabei jegliche Klischees: Sie ist alleinerziehend und als Junior-Chefin für die Zukunft des Hotels verantwortlich – ihre Herausforderung ist der tägliche Spagat zwischen Familie und Beruf. Hinzu kommt ihre eigenwillige Mutter, die das Hotel nicht nur mit einer Hypothek belastet, sondern den Chefposten nur ungern mit der eigenen Tochter teilt. Annettes einzige Stütze ist ihr Therapeut Ingolf (Christoph Maria Herbst). Einschalten lohnt sich – zumindest für die Kulisse. (aig)

Die geheime Hauptstadt Deutschlands

Heidelberg galt vor 1933 als das intellektuelle Zentrum des Landes. Ein neuer Sammelband zeichnet diese Zeit in 32 Portraits nach

Ein bisschen fühlt man sich wie in Dürrenmatts „Besuch der Alten Dame“, wo die unglücklichen Einwohner des fiktiven Nests Güllen auf die besseren Zeiten der einstmaligen Kulturstadt zurückblicken, in der Goethe übernachtet und Brahms ein Quartett komponiert haben sollen. In der Gegenwart bleibt den abgehängten Einwohnern nur übrig, den vorbeirauschenden D-Zügen nachzustarren.

Ganz so schlimm steht es um Heidelberg nicht. Die Zeiten aber, in denen Walter Benjamin hier weilte, um einer unglücklichen Liebe nahe zu sein, Max Weber beim Sonntagskreis in der Ziegelhäuser Landstraße 17 zum Monolog anhob und Georg Lukács einen mit Manuskripten gepackten Koffer in einen Safe der Deutschen Bank einschloss, wo er mehr als fünf Jahrzehnte ungeöffnet liegen blieb, sind lange vorbei. Statt aber nur der Strahlkraft dieser drei und 29 weiterer Namen nachzuhängen, wie das Dürrenmatts Helden tun, bietet nun ein Sammelband der „edition schöbel“ die Möglichkeit, die Aufenthalte dieser Geistesgrößen in der Stadt am Neckar detailliert und ganz ohne Verklärung zu betrachten.

Die Konzeption des „Lesebuchs“, wie es programmatisch heißt, ist das Verdienst der Herausgeber Markus Bitterolf, Oliver Schlaudt und Stefan Schöbel. Entstanden sind Schlaglichter auf die Geschichte der Stadt in einer ihrer intellektuell aufregendsten Perioden. Dass es in dem von den Herausgebern eröffneten Zeitfenster (1910–1933) so viele aufstrebende Denker nach Heidelberg zog, ist kein Zufall: Das „Weltdorf“ am Neckar

(C. Jelinek) galt damals als „geheime Hauptstadt Deutschlands“ und stand im Ruf einer außergewöhnlichen Liberalität.

Der Vorzug dieses Sammelbandes besteht darin, dass die Portraitierten nicht als gemachte Intellektuelle behandelt, sondern im Moment ihres

Hannah Arendt, Marie Baum, Walter Benjamin, Ernst Bloch, Ernst Bloch, Jean Cavalli, Hilke Domin, Norbert Elias, Erich Fromm, Frieda Fromm-Reichmann, Emil Gumbel, Alexander Kojève, Jürgen Kuczynski, Emil Lederer, Käthe Leichter, Leo Löwe, Emil Georg Lukács, Golo Mann, Karl Mannheim, Rosa Mayreder, Levné Anna Seghers, Alfred Seidel, Isaac Steinberg, Alfred Sohn-Rethel, Emil Toller, Sergei Tschachotin, Margarete Turnowsky-Pinner, Alfred Weber, Max Weber, Carl Zuckerkorff

Intellektuelle in Heidelberg 1910–1933. Ein Lesebuch

Hgg.: M. Bitterolf, O. Schlaudt, S. Schöbel

Schöbel, 429 Seiten, 23,80 Euro.

wissenschaftlichen und persönlichen Werdens abgebildet werden. „Die Portraits zeigen unfertige Menschen, die der Leser beim intellektuellen Experimentieren beobachten kann“, erklärt Oliver Schlaudt als einer der Herausgeber.

Nicht immer gelingt das: Die Formate der Darstellung sind ebenso heterogen wie die Qualität der Beiträge. Positiv hervorzuheben sind etwa die Beiträge über Walter Benjamin, Georg Lukács und Golo Mann. Wenn die Denker (zum Teil gänzlich) durch die Präsentation ihrer eigenen Schriften ihren Auftritt erhalten, kann das faszinieren – wie im Fall des Auszugs aus Jürgen Kuczynskis Memoiren – oder aber enttäuschend – so im Falle Alfred Webers.

Im Ganzen betrachtet vermag das sich beim Lesen entfaltende Panorama aber zu überzeugen, nicht zuletzt

dank der gelungenen Auswahl der Portraitierten: Neben den berühmten und erwarteten Namen wie Hannah Arendt oder Max Weber sind auch unbekannte und nie gehörte darunter – Alfred Sohn-Rethel oder Alfred Seidel gehören dazu. Die von den Herausgebern nicht verborgene Parteilichkeit der Zusammenstellung zielte (mit Erfolg) darauf, „einige Lücken in der Erinnerungskultur zu schließen“, so Schlaudt.

Was den Band für Studenten besonders interessant macht, ist das biographische Stadium, in dem sich die Portraitierten befinden. Fast alle befinden sich zum Zeitpunkt ihres Heidelberger Aufenthalts in ihren

Zwanzigern, und fast alle stehen vor einer ungeklärten Zukunft. Für nicht wenige ist Heidelberg der Ort ihres Scheiterns, und bei manchen der Biographien möchte man sich heulend die Bettdecke über den Kopf ziehen.

Das gilt im Besonderen mit Blick auf das Jahr 1933: Die Machtübergabe an die Nazis, übrigens unterstützt vom Gros der Studentenschaft, bereitete der Heidelberger Gelehrtenkultur ein jähes Ende. Aus dem lebendigen wurde der „deutsche“ Geist. Die meisten der portraitierten Intellektuellen müssen emigrierten oder wurden politisch marginalisiert. Das Heidelberger Geistesleben sollte sich davon nicht wieder erholen. (kgr)

www.swhd.de

für dich

gibts gutscheine, sauberen strom und 100 euro e-bike zuschuss

Hol' Dir das Studenten-Starterkit. Da ist viel Heidelberg drin: Infos über Ökostrom, die Zuschüsse der Stadtwerke für ein Pedelec (100 Euro), die nächste Studentenparty (250 Euro) und viele Gutscheine. Einfach im ENERGIEladen in der Hauptstraße 120 anmelden und eine Studentenbescheinigung mitbringen.

stadtwerke heidelberg

VON MICHAEL GRAUPNER

Freudig wedelt der alte Mann mit einer weißen Tüte. „Kommt her, kommt nur“, ruft er den laut gurrenden Tauben zu. Er wirft kleine Brotstücke nach ihnen, am Karlsplatz scheint die Sonne. „Ja fein macht ihr das“ – völlig fuchsteufelswild picken die Vögel auf die Krümel ein, behacken sich dabei gegenseitig, scheinen aber glücklich. Aus dem Nichts taucht eine Horde junger Studenten auf. „Haut ab, ihr Drecksviecher!“ Sie treten nach den Tieren, einer rotzt, die Tauben fliehen. Eine Frau mischt sich ein: „Taubе füddern iss verbode!“ Sie hebt ihren Zeigefinger. Der alte Mann schüttelt mit dem Kopf, nimmt sein letztes Stück Brot aus der Tüte, schmeißt es in Richtung der Frau und zieht anschließend von dannen.

Weltweit spielen sich täglich solche Szenen ab. Stadttauben werden beleidigt, gequält, schikaniert. Dabei war die Beziehung zwischen Mensch und Taube über Jahrtausende eine gute: Schon 3000 v. Chr. wurden sie als Boten eingesetzt, in Ägypten verwendet man noch heute ihren Kot als Düngemittel, ihr Fleisch gilt als Delikatesse, an beiden Weltkriegen waren sie beteiligt. Aber diese Beziehung hat in den letzten Jahrzehnten eine Schiefelage erhalten: Nach dem Zweiten Weltkrieg machten Tauben es sich in den Ruinenstädten gemütlich, als Wohlstandsvogel in den 50er Jahren vermehrte sich ihr Bestand rasant. Sie wurden zur Plage, verdeckten die gerade wieder aufgebauten Fassaden. Erster Hass trat auf – und hält bis heute an. Eine Million Tiere soll es in London geben, in Berlin dagegen „nur“ 300000. Ein hessisches Gericht hat vor vier Jahren erklärt, dass Tauben als „Schädlinge“ gelten, wenn sie in großen Schwärmen auftreten und gab damit einem Falkner das Recht, die Vögel gezielt zu töten. Woher aber kommt dieser Hass?

Es ist ein verdammt heißer Nachmittag, den wir für unser Treffen ausgesucht haben. Ich warte in einem kleinen Hinterhof mitten in der Altstadt. Möglichst ungestört sollte es sein, so die Vereinbarung. Carola* ist zu spät. Als sie endlich ankommt und sich auf der Bank niederlässt, ist sie völlig außer Atem. „Ich habe unterwegs noch ein Stück Dönerfleisch gefunden“, behauptet sie, ich merke gleich, dass das nur die halbe Wahrheit ist. Carola ist eine durchaus attraktive Taube: Ihr Federkleid ist in einem einheitlich hellem Grauton gehalten, an den Flügelspitzen sind, gleichmäßig verteilt, kleine schwarze Muster angebracht. Am Hals schimmert ein leicht glänzend grün-violetter Schleier. Da machen die paar Gramm, die sie möglicherweise zu viel auf den Rippen hat, rein gar nichts. Vier Jahre beträgt ihr Alter, in etwa – „wir nehmen es da nicht so genau“ – für Stadttaubenverhältnisse steht sie also kurz vor dem Renteneintritt. Carolas Geschichte ist keine übermäßig aufregende: Ihr Leben verbrachte sie bisher ausschließlich in der Heidelberger Altstadt, weiter als Handschuhsheim habe sie es noch nie geschafft. Zehn Junge konnte sie bislang zur Welt bringen, allerdings haben nur fünf von ihnen die ersten Monate überstanden. „Die Jungensterblichkeitsrate bei uns Tauben ist leider sehr hoch“, meint Carola, „die Verantwortung dafür tragen wir oftmals selbst.“

Denn die Geschehnisse der letzten 70 Jahre sind auch an den Tauben nicht spurlos vorbeigegangen: Durch Überpopulation und dem ständig geringer werdenden Platz in den Städten hat sich auch das Verhalten der Tiere verändert. Stress ist bei ihnen angesagt, und so sind die Tauben aggressiver geworden, gerade untereinander. Carola hat von schlimmen Szenen aus Mannheim gehört: In manchen Dachböden reihe sich dort ein Nest an das andere, und wenn ein Taubenjunges einmal ein falsches anfliege, wird es von seinen Artgenossen gnadenlos totgepickt. Hier in Heidelberg, gibt sie zu, läuft das alles etwas gesitteter ab: „Klar, auch wir streiten uns ab und an, aber man muss nicht gleich aus jeder Mücke einen Elefanten machen.“

Bernd Köster, Leiter des Heidelberger Ordnungsamtes, kann ihr da nur beipflichten: „In Heidelberg haben wir kein Taubenproblem.“ Bei einer Erhebung vor 15 Jahren zählte man gerade

unseren Schließmuskel kontrollieren. Dann flutscht manchmal etwas heraus, ohne, dass ich es mitbekomme. Natürlich ist das unter aller Sau, aber ich fühle mich dabei ja selbst hundeelend“, beteuert die Taube und just in diesem Moment klatscht wieder eine leicht bräunliche Substanz auf die Bank. Carola errötet leicht. Gut zwölf Kilogramm Kot produziert eine Taube pro Jahr und verschmutzt somit Gebäude und Plätze. Eine ätzende Wirkung des Taubenkots ist freilich nicht nachgewiesen, er bietet dennoch gerade Bakterien und Pilzen einen ertragreichen Nährboden. Darüber hinaus werden im Kot auch Krankheitserreger ausgeschieden, die dem Menschen gefährlich werden können. 110 Bakterien wurden bis heute bei Straßentauben entdeckt, sieben können zu Erkrankungen beim Menschen führen. Bernd Köster relativiert diesen Mythos: „Untersuchungen haben ergeben, dass der Kot von beispielsweise Hühnern

aufbinden.“ Sie zum Beispiel niste im Dachstuhl eines Wohnhauses in der Fischergasse, dieser sei windgeschützt, trocken und abgesehen von ein paar Freunden „vogelfrei“. Genauer will sie aber lieber nicht verraten. Stattdessen wirft sie den Schädlingsbekämpfern vor, die Spitzen an Fenstern nicht ordnungsgemäß anzubringen, so entstünden Verletzungen, die nicht selten mit dem Tod für ihre Artgenossen endeten. Erhard gibt zu, dass es eben einer professionelleren Anbringung bedarf, sonst sei die Verletzungsgefahr genauso groß wie wenn Tauben „in einen Baum“ flögen.

Der Taubenabwehr positiv gegenüber steht auch Annegret Oelenheinz. Sie leitet das Heidelberger Tierheim und engagiert sich im örtlichen Tiereschutzverein. Oelenheinz zeigt mir die Voliere und das Taubenhaus ihres Heimes. „Wir kümmern uns hier um gefundene, flugunfähige und verletzte Stadttauben“, dazu kommen regelmä-

eine bescheidene“ sei. Zusätzlich zu einem Taubenturm fordert sie ausgewiesene Futterstellen und eine stärkere Beachtung des Taubenfütterungsverbots.

In solches gibt es in Heidelberg schon lange. 35 Euro müsse man zahlen, erklärt Bernd Köster, gleichwohl eigentlich belasse er es meist bei einer Verwarnung. Vor drei Jahren griff man zu drastischeren Maßnahmen: Eine 70-jährige Frau wurde mehrfach ertappt, wie sie auf dem Bismarckplatz pfundweise Haferflocken an Tauben austreute. Gerade für viele alte Menschen sind die Tauben oft der letzte Bezugspunkt. Das Ordnungsamt schritt ein und erteilte der Frau ein Bußgeld in Höhe von 100 Euro. Dieses lehnte sie allerdings ab und ging stattdessen für drei Tage in Erzwingungshaft. Bernd Köster rechtfertigt das Verbot: „Wenn man das Futterangebot erhöht, dann vermehren sie sich natürlich und dann haben wir ein Problem.“ Denn eines stehe fest: Ohne die aktive Fütterung durch den Menschen könnten nur kleine Populationen überleben.

Die Taube Carola widerspricht dem beharrlich: „Der hat doch eine Meise, nur weil wir ein paar Brotkrümel mehr finden, vermehren wir uns doch nicht gleich wie die Karnickel!“ Das Taubenfütterungsverbot in Heidelberg sei gar nicht so sehr das Problem, gibt sie zu, Nahrung finde man schon genug. Erst jetzt, zum Ende unseres Gesprächs, wird klar, warum sie eigentlich zu spät kam. In den meisten Städten haben Tauben keine natürlichen Feinde. In Heidelberg ist das anders. „Dort oben liegt der Hase im Pfeffer“, Carola blickt gen Himmel. Denn seit 1999 nistet in der Heiliggeistkirche ein Wanderfalkenpaar. Jetta und Perkeo heißt das aktuelle, und zusammen herrschen sie über den Heidelberger Luftraum. Ihre diesjährigen Jungen (Sulpiz, Melchior und Hilde, benannt nach Größen der Heidelberger Stadtgeschichte) verlangen

noch so viel Aufmerksamkeit, dass sie für ein Gespräch nicht zur Verfügung stehen. Stattdessen gibt Hans-Martin Gäng, Naturschutzwart der Arbeitsgemeinschaft Wanderfalken, Auskunft: Zwar können die Wanderfalken niemals die Stadttaubenpopulation kontrollieren, immerhin „vergrämen“ sie sie aber. Tauche eine in der Luft auf, sei das ihre bevorzugte Beute. Im Schnitt verspeisen die Wanderfalken vier Tauben am Tag oder verfüttern sie an ihre Jungen. So trauen sich die Tauben nicht mehr oberhalb der Dachgrenze zu fliegen, Carola und Co. bleibt oft nur der beschwerliche Weg durch die engen Gassen der Altstadt.

Ist es einer der beiden Wanderfalken, den sie erspät hat? Plötzlich verlässt Carola fluchtartig den Hinterhof, noch nicht einmal ein „Auf Wiedersehen“ ist uns vergönnt. So sitze ich allein und verlassen auf der Bank, Carolas Kotreste neben mir. Als wahrhaftige „Schädlinge“ will die Stadttaube keiner sehen, ihnen vehement zur Seite springen aber auch nicht. Zumindest in Heidelberg ist die Zeit der großen Taubenötungsaktionen vorbei, hier hat die Natur selbstregulierend eingegriffen. So würde eben doch eine verweichelichte und entspanntere Beziehung zur Taube unserem Zeitgeist entsprechen. Denn wer will schon mit Kanonen auf Spatzen schießen?

* Name von der Redaktion geändert



Foto: jep

Vogelfrei

Fliegender Unrat, Bazillenschleuder, Ratten der Lüfte – nur wenige Tiere haben einen so schlechten Ruf wie Stadttauben. Doch ist Taubenhass überhaupt noch zeitgemäß?

einmal 4000 verwilderte Stadttauben – „das ist verhältnismäßig wenig“. „Den Tauben geht es bei uns also gut“, freut sich der oberste Ordnungshüter der Stadt. Das war aber nicht immer so. In den 90er Jahren herrschte in Heidelberg ein regelrechter „Taubenkrieg“. Die Stadt versuchte die steigende Population mit Blausäure zu verringern, zudem wurden mit Zyankali begaste Brotkrümel verfüttert. Taubenkadaver in der Altstadt waren kein seltener Anblick. Tierschützer protestierten. Auch wenn eine Klage erfolglos blieb, stellte die Stadt die Maßnahmen Ende der 90er Jahre ein und überließ den Taubenbestand seinem eigenen Schicksal.

Doch an der Wahrnehmung gegenüber Tauben hat sich wenig geändert. „Bazillenschleuder“, „Bauwerkzerstörer“, „Ratten der Lüfte“ – die gängigen Ressentiments halten sich eisern. Ganz unschuldig sind die Tauben daran nicht. Beispiel Taubenkot: Zwar wird er heute noch als Düngemittel genutzt, in vielen Städten tragen ihn Menschen aber als unbewusstes modisches Accessoire auf Kopf und Kleidern. Carola versucht eine Erklärung: „Wir können nur sehr eingeschränkt

viel gefährlicher ist.“ Von Taubenexkrementen gehen nur „minimalste Schäden“ aus, für die Gesundheit des Menschen wie auch für Gebäude.

Anruf bei Bertram Erhard. „Ich bin Schädlingsbekämpfer und kein Killer“, beteuert er gleich zu Beginn unseres Telefonats. Mit seiner Erhard Hygienesysteme GmbH hat er sich unter anderem auf die sogenannte Taubenabwehr in Heidelberg und Umgebung spezialisiert. Je nachdem wie stark der „Befallsdruck“ ist, richte er „Taubenspitzen“, „Netze“ und „Edelstahlspikes“ ein. Manchmal arbeite er auch mit „Strom“; wie bei einem Weidezaun erhalten die Tauben bei Berührung einen Schlag. Alle diese „Taubenvergrämnungsmaßnahmen“ laufen im Sinne des Tierschutzes ab, betont er nachdrücklich. Darüber kann Carola allerdings nur müde lächeln: Spikes und Spitzen erkenne man schon von Weitem und sowieso gebe es zwischen ihnen noch „genügend“ Platz – „so einfach lassen wir uns keinen Bären

Ornithologie der Stadttaube

Die Stadttaube (*Columba livia domestica*) stammt von der verwilderten Haus- und Brieftaube ab, die aus der Felsentaube gezüchtet wurde. Weltweit gibt es rund 500 Millionen von ihnen. Sie ernähren sich überwiegend von Körnern und Abfällen. Bereits im Alter von fünf Monaten können Weibchen sich verpaaren, die erste Brut ist im Alter von sechs

Monaten möglich. Nicht selten leben Paare in dauerhafter Monogamie. In den Städten liegt die Jungensterblichkeit bei bis zu 90 Prozent im ersten Lebensjahr. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt zwei bis drei Jahre. Unter optimalen Bedingungen können Stadttauben bis zu zehn Jahre alt werden.

Vier Männer für Mark

Heidelberg möchte an seine amerikanische Vergangenheit erinnern. Muss das sein?

VON MICHAEL GRAUPNER

„Weit unten im Grund unterhalb der schwarzen Masse des Schlosses lag die Stadt am Fluss hingestreckt, und ihr verwickelter Straßennetz war mit blinzeln den Lichtern geschmückt; es war, als wären alle Diamanten der Welt dort ausgebreitet worden.“ Mark Twain, 1880

22 Millionen Amerikaner sollen es gewesen sein, die von 1945 bis 2013 in Heidelberg gelebt haben. Egal ob Soldaten, Angehörige oder Zivilpersonal, sie alle prägten über fast sieben Jahrzehnte das Bild der Stadt. Ihnen will die Stadtverwaltung nun ein Denkmal setzen. Es soll ein großes werden. Für das „Mark Twain Center“ – geschmückt mit dem Namen eines der berühmtesten amerikanischen Literaten des 19. Jahrhunderts – könnte es keinen besseren Standort geben: die ehemalige Kommandantur und die Kommandeursvilla auf dem Gelände der Campbell Barracks in der Südstadt. „Wir planen das MTC an einem Ort mit weltgeschichtlicher Relevanz“, lässt Oberbürgermeister Eckart Würzner über seinen Pressesprecher verkünden. Und die Gefahr besteht, dass er das ernst meint. Denn es geht weiter: „Wir wünschen uns ein Zentrum, in dem die transatlantische Freundschaft dokumentiert, gefeiert und weiterentwickelt wird.“

Im Rathaus wird also mal wieder in großen Sphären gedacht – wir sind gespannt! Doch Würzner selbst hält sich zunächst einmal im Hintergrund. Stattdessen hat er den Direktor des Kurpfälzischen Museums, Frieder Hepp, ein Konzept ausarbeiten lassen. Ein kluger Schachzug, wird doch der friedvolle und verbindliche Hepp weit über die Stadtgrenzen geschätzt.

Seit 2013 hat er an dem Entwurf gearbeitet, den er im April dieses Jahres erstmals den städtischen Gremien vorstellte. Schnell wird klar, dass Frieder Hepp keine kleinen Brötchen backen möchte: „Das amerikanische Vermächtnis ist es wert, kulturge-schichtlich bearbeitet zu werden“,

Das „Center“ soll Heidelberg vor allem als Selbst-vergewisserung dienen

Die lange Tradition, die Heidelberg mit Amerika verbinde, gehe weit ins 19. Jahrhundert zurück. Ihm schwebte ein Dreiklang aus „Forschung, Museum und Begegnungsstätte“ vor. Eine Dauerausstellung „Amerikaner in Heidelberg“ ist ebenso geplant wie eine Forschungsstelle für die Geschichte der US-Streitkräfte in Heidelberg, ein „internationales Kompetenz- und Bildungszentrum für Demokratie und sozialen Frieden“, außerdem ein „Skulpturen- und Erlebnispark“. Natürlich müsse alles „sehr modern“ werden, mit „Film, Musik, Interaktion“. Hepp betont, dass man aber noch ganz am Anfang stehe. So sei erst einmal eine Machbarkeitsstudie in Auftrag gegeben worden, die derzeit den Zustand der Gebäude untersuchen. Erst dann könne man weitersehen. Es sei aber schon eine „reizvolle Geschichte“, freut er sich.

„Diese Stilisierung Heidelbergs als das ‚Drehkreuz weltpolitischer Entscheidung‘ halte ich für verkehrt“, poltert Jakob Köllhofer. Vom Leiter des Deutsch-Amerikanischen Instituts (DAI) und Kooperationspartner am „Mark Twain Center“ müsste man eigentlich ein flammendes Bekenntnis erwarten. Das DAI sei, so OB Würzner, vor allem für „den

Aspekt Austausch, Begegnung, Bildung und Kultur“ zuständig. Allerdings liegt es Köllhofer fern, sich in das Harmoniebedürfnis des OB und seines, wie er ihn nennt, „Freundes“ Frieder Hepp einzufügen. Besonders am historischen Fokus stört er sich: „Es ist ein Bild, das zu sehr von der Sicht des Historikers geprägt wird, ich glaube, dass es ein Staubfänger wird.“ Tatsächlich, so muss man es heraushören, beteilige er sich mit dem DAI nur an dem „Center“, um entsprechende Räume auf den Konversionsflächen abzubekommen. „Wir platzen aus allen Nähten“, klagt der DAI-Direktor, „soziokulturell fahren wir Schmalspur“. Neben den üblichen Veranstaltungen wie Lesungen und Slams möchte Köllhofer vor allem Platz für seinen „Makerspace“, einen öffentlichen Raum, in dem Besucher in der Bibliothek des Hauses Geräte wie 3D-Drucker und -Scanner sowie Elektronikbaukästen ausprobieren und an zahlreichen Workshops teilnehmen können. „Bisher ist dieses Center nur ein Marketing-Gag mit losen Phrasen. Wenn der Gemeinderat Feuer und Flamme sein sollte, soll er das machen, mich hat es nicht überzeugt.“

Vierter in dieser Männerriege ist eigentlich Detlef Juncker, Gründungsdirektor des Heidelberg Center for Amercian Studies (HCA). Schon lange fordert er einen Standort für das HCA auf den Konversionsflächen, nun ist er „nur“ einer von drei Kooperationspartnern. Ein Gespräch mit dem *ruprecht* lehnte er allerdings ab. Als er im April im Konversionsausschuss zum Zentrum befragt wurde, fügte er sich aber dem Anspruchsdenken Würznern: „Think Big“ sei sein Motto, ein „international besetztes Ehrenkomitee“ könne in den USA für Spenden werben – „das kann uns Millionen bringen“.

Ob das Wunschdenken oder eine realistische Einschätzung ist, werden die nächsten Monate zeigen. Judith Marggraf, Gemeinderätin und Vorsitzende der Fraktion aus GAL, Generation-HD und „HD pflegen und erhalten“, ist da skeptisch. Sie halte ein solches

Zentrum für „durchaus richtig“, will aber „nicht noch ein Museum“ in Heidelberg. „Die Stadt hat gerade echt größere Aufgaben als dieses Mark Twain Center.“ Eine große finanzielle Unterstützung des Gemeinderates sei im Moment nicht absehbar. Sie glaubt aber, dass sich auf dem Weg zu Geldern das Konzept noch anpassen werde. „Das war ein erster Aufschlag, warten wir den nächsten ab.“

Im Oktober sollen die Ergebnisse der Machbarkeitsstudie veröffentlicht werden, dann dürfte sich schon recht bald zeigen, wo die Reise für das „Mark Twain Center“ hingeht. Wird es ein weiterer Punkt auf der langen Liste gescheiterter Heidelberger Großprojekte? Soll es dies nicht werden, muss sich die Konzeption des Ganzen dringend schärfen. Denn im jetzigen Zustand dürfte das „Mark Twain Center“ Heidelberg vor allem als Selbstvergewisserung seiner eigenen historischen Bedeutung dienen. Oder will der gemeine Heidelberger gerade das: es sich im Liegestuhl des Skulpturenparks bequem machen und Mark Twain zur Hand nehmen?

„Man glaubt, Heidelberg – mit seiner Umgebung – bei Tage sei das Höchstmögliche an Schönheit.“



Foto: djk

Nicht in die Tüte

Laden für Unverpacktes öffnet in Neuenheim

Üblicherweise türmen sich nach dem Lebensmitteleinkauf Verpackungen jeglicher Art, die nach dem Transport sogleich in der Tonne landen. Diese Verschwendung zu vermeiden, haben sich verpackungsfreie Läden auf die Fahnen geschrieben. Am 18. Juni hat „Annas Unverpacktes“ in der Ladenburger Straße 37 eröffnet, ein kleiner Bioladen, der ganz ohne Plastikverpackungen auskommt.

Beinahe märchenhaft vollzogen sich die Tage vor und nach der Eröffnung. Reporter von *Radio Regenbogen* kamen per Zufall vorbei und berichteten sogleich über die Neueröffnung. Auf Facebook erhielt der Beitrag innerhalb weniger Stunden über 800 Likes. Geradezu überwältigt ist Inhaberin Anna Wahala von den

sich überschlagenden Ereignissen. Ihr Laden wurde über Nacht bekannt – ohne dass sie selbst einen Finger gerührt hätte. Nach nur einem Tag wurden ihr bereits je ein Ladengeschäft in Mannheim und in Hamburg angeboten. Während des Gespräches redet sie ohne Unterlass, eingenommen vom Rausch der anfänglichen Unternehmereuphorie. Auch nach zwei Wochen ist die Begeisterung längst nicht verebbt. Zwischenzeitlich war der *SWR* da, auch das Fernsehen hat sich angekündigt.

Wer in dem kleinen Raum nach Milchprodukten sowie Obst und Gemüse Ausschau hält, wird nicht fündig. Der Laden stellt eine Ergänzung zu dem übrigen Angebot in und um die Ladenburger Straße dar. Und da gibt es bereits zweimal wöchentlich

Heidelberger Historie

Die Verzauberung der Welt

Dichter wie Brentano, von Arnim und Eichendorff begründen nach 1800 einen Mythos: Die Heidelberger Romantik

Anfang des 19. Jahrhunderts liegt Deutschlands geistiges Zentrum in einer kleinen Wohnung am Heidelberger Schlossberg. Zumindest erscheint das Clemens Brentano und Achim von Arnim so, zwei Dichtern, die es in die Neckarstadt gezogen hat. Hier, im Schatten der Weinberge und in den Gassen der Altstadt, werden sie forschen, diskutieren, schreiben. Und einen Mythos begründen: Die Heidelberger Romantik.

Denn Heidelberg wird an der Wende zum neuen Jahrhundert für viele Besucher wieder attraktiv. Im 18. Jahrhundert galt die Stadt mit ihren verwinkelten Gassen vielen noch als zu eng und beschränkt. Für die Romantiker aber scheint Heidelberg mit seiner Lage im Neckartal, der Altstadt und dem Schloss alles zu verkörpern, wovon sie schwärmen. Auch die Universität trägt zum Ansehen der Stadt bei. Nachdem die Kurpfalz 1803 an Baden gefallen ist, beginnt der badische Großherzog Karl Friedrich mit ihrer umfassenden Modernisierung. Steigende Studentenzahlen und wachsende Anerkennung sind die Folge.

Ein Professor dieser neubelebten Universität ist Friedrich Kreuzer, Altphilologe und Schriftsteller. In einem Brief an seinen Freund Brentano schwärmt er von Heidelberg, das „ein Ort für Männer ist, die das alte große Deutschland in ihrem Herzen tragen“. Brentano zieht tatsächlich wenig später in die Stadt. Ihm folgen Gleichgesinnte wie Achim von Arnim oder Joseph Görres, später auch Joseph von Eichendorff.

Sie alle fühlen sich der Romantik verpflichtet, einer neuen Strömung, die Ende des 18. Jahrhunderts in Jena entstand. Im Gegensatz zur Klassik verwerfen die Romantiker das Vernunftdiktat der Aufklärung, erheben



Foto: Wikimedia commons

„Blick auf das Heidelberger Schloss“, Carl Rottmann, 1815

ben das Gefühl zum Maß aller Dinge. Als Heidelberger Romantik wird man die Gruppe um Brentano und Arnim später bezeichnen. Stärker als ihre Vorgänger suchen sie im napoleonisch beherrschten Deutschland nach der eigenen nationalen Identität. Und finden sie in der Vergangenheit: Die Bewahrung des kulturellen Erbes wird zu ihrem wichtigsten Programm.

So wird auch die Nachwelt die Heidelberger Romantik verklären. Tatsächlich halten sich Brentano, Arnim und Görres nicht einmal zwei Monate gleichzeitig in der Stadt auf, Eichendorff bleibt kein Jahr. Ein anderer kennt die Stadt nur von Besuchen: Friedrich Hölderlin. Hier entdeckt er seine Leidenschaft fürs Schreiben. Hier entdeckt er seine Leidenschaft fürs Schreiben. „Du der Vaterlandsstädte Ländlichschönste“, besingt er den Ort in einer Ode.

Brentano und von Arnim arbeiten derweil an einem ehrgeizigen Projekt. „Des Knaben Wunderhorn“ heißt die Sammlung von Gedichten und Liedern, die sie zusammentragen. Doch so volkstümlich und traditionsbewusst, wie sie zu sein vorgeben, sind sie nicht: Selbst eigene Texte versehen die beiden Dichter mit

Anmerkungen wie „in der Spinnstube eines hessischen Dorfes aufgeschrieben“. Romantik als Inszenierung.

Trotz aller philologischer Schwächen wird das dreibändige Mammutwerk, veröffentlicht 1806 bis 1808, zu einer der wichtigsten Sammlungen deutscher Literatur. Unumstritten ist es schon damals nicht; der Gelehrte Johann Heinrich Voß kritisiert den „heillosen Mischmasch“ heftig. Der Streit trägt dazu bei, dass die frustrierten Romantiker die Stadt verlassen.

Die Heidelberger Romantik aber lebt fort – und erstarrt oft in Kitsch. Ende des Jahrhunderts wird die Stadt zum Inbegriff der Studentenromantik, von Kneipenkultur und deutschtümelnder Burschenherrlichkeit. Zugleich lernt man, sie touristisch zu vermarkten. Und das tut man bis heute, in Büchern, Liedern, zahllosen Souvenirshops. Das aber, was die Romantiker einst in die Stadt gezogen hat, findet man dort nicht mehr. (mab)

einen Wochenmarkt und in wenigen hundert Metern Umkreis einen Metzger, eine Kaffeerösterei und diverse Feinkostläden. So setzt Anna nun auf Trockenware: In den transparenten Behältern stehen allerlei Nudeln, Getreidesorten, Hülsenfrüchte und Süßwaren zur Verfügung. Neben Lebensmitteln gibt es ein begrenztes Sortiment an Küchenutensilien, von Kochlöffeln bis Tupperware. Auch dabei legt sie Wert auf Regionalität und Nachhaltigkeit. Die Ware ist größtenteils im Süden Deutschlands produziert; einige Dosen sind auf Basis von Zuckerrohrmelasse hergestellt.

In Berlin am Schlesischen Tor eröffnete im September vergangenen Jahres der erste verpackungsfreie Laden Deutschlands. In den letzten Monaten zogen Standorte in Mainz, Kiel und Bonn nach. Der rasante Erfolg des Konzepts könnte sich durch seine breite Akzeptanz erklären: Müll vermeiden ist gesellschaftlich erwünscht und polarisiert die Gemüter weitaus weniger als eine vegane Lebensweise. Trotzdem: Beinahe unheimlich mutet der ungebremste Hype an, der um den kleinen Laden floriert. Zumal das Konzept in Heidelberg keine Neuheit ist. Bereits seit über 20 Jahren bietet die selbstverwaltete Lebensmittelkooperative „Appel un’ Ei“ im Neuenheimer Feld unverpackte Lebensmittel an – zu einem Preis, der kaum über dem Einkaufspreis im Großhandel liegt, da keiner der Beteiligten Profit aus dem Unternehmen zieht.

Worin liegt nun Annas Erfolg begründet? Schlicht und doch schick, unaufdringlich und zugleich einladend: Der Laden in Neuenheim bringt verpackungsfreie Lebensmittel nicht nur räumlich ins Zentrum der bürgerlichen Mitte Heidelbergs. (mov)



Zwei Heidelberger Wissenschaftler sprechen über die ungelösten Fragen ihres Faches. Teil 5 der Serie

Warum wurde China Weltmacht?

Fremde Kulturen und Geschichte haben eines gemeinsam: Sie halten uns einen Spiegel vor, in dem wir uns meist gewahr werden, was wir nicht sind, aber gleichzeitig auch, was wir als Individuen und als Gesellschaft sein könnten beziehungsweise welche Anlagen und welches Erbe wir in uns tragen. Denn wie fremd oder lange vergangen diese Alternativentwürfe des Menschseins auch sein mögen, sie teilen mit uns das Menschliche. Und wenn man sich damit beschäftigt,



Enno Giele, Professor am Institut für Sinologie

kommt man um den ständigen Vergleich, die unablässige Selbstreflexion gar nicht herum.

Die klassische Sinologie ist dabei zumindest aus der Perspektive von Mitteleuropäern (und vielen anderen) eine potentiell erkenntnisreiche Herausforderung. Denn China im Altertum war die Bühne, auf der nicht nur die zeitlosen Ethiken und

politischen Theorien des sogenannten Konfuzianismus, des Daoismus, und des Legismus entstanden, sondern auch die reichsweit vereinheitlichten Standards für Erziehung, Nachrichten- und Transportwesen, Zivilverwaltung und Militärdienst, Münzgeld, Handel, neue landwirtschaftliche Techniken und nicht zuletzt auch eine Schrift, die wie keine andere einen Brückenschlag über die Jahrtausende und selbst über Sprachfamiliengrenzen hinweg darstellt. In dieser Zeit trat China über die berühmten Seidenrouten auch mit Zentralasien, Indien und indirekt mit Europa in Verbindung. Es war der wohl kompletteste Gegen- oder Parallelentwurf zu den hellenischen Ethiken und zum römischen Imperium. China wurde die Kultur- und Weltmacht, die bis in die frühe Neuzeit alle anderen an Größe und Einfluss hinter sich gelassen hatte. Wie dies genau geschah, welche Hindernisse, aber auch welches Potential diese Entwicklung zum Teil immer noch birgt, ist noch längst nicht ausreichend erforscht. Gleichzeitig ist es auch methodisch eine der spannendsten und vielfältigsten historischen Detektivaufgaben. Als Quellen stehen nämlich nicht nur überlieferte Texttraditionen zur Verfügung, sondern – durch den großen Aufschwung des modernen China befördert – seit einigen Jahrzehnten auch zunehmend archäologisch geborgene Gegenstände und bauliche Reste, bildliche Darstellungen und wiederum ein so großer Reichtum an Inschriften und Handschriften, dass sich das uns bekannte antike Schrifttum in den letzten Jahrzehnten verdoppelt hat.

Woher kommt unsere Sprache?

Betrachtet man die Gegenstände germanistischer Sprachwissenschaft unter dem Aspekt ungelöster Forschungsfragen, so fällt auf, dass uns nicht so sehr die Lösung konkreter Probleme



Jörg Riecke, Professor am Germanistischen Seminar

beschäftigt, sondern die Formulierung von Fragen, durch die wir die Sprachgeschichte und ihre heutigen Gebrauchsformen besser verstehen.

Da jede Generation bei der Beschreibung der Beziehungen von Sprache und Denken sowie Sprache und Gesellschaft andere Schwerpunkte setzt, ist dies ein niemals abgeschlossener Erkenntnisprozess. Doch je weiter wir zurück schauen, umso häufiger stoßen wir dann doch auf ungelöste Probleme: Zwar sind wir über die Prinzipien des Sprachwandels gut informiert, wir können aber beispiels-

weise nicht rekonstruieren, warum im Laufe der Sprachgeschichte einzelne, wichtige Wörter wie die Ausdrücke für ‚groß‘ und ‚klein‘ im Mittelalter, mittelhochdeutsch ‚michel‘ und ‚lützel‘, auf dem Weg in die Neuzeit verschwunden sind, ebenso das zentrale althochdeutsche Verb ‚quedan‘ für ‚sprechen‘. Wir können auch nicht sagen, warum die Sprachgemeinschaft einst zentrale Laute wie p zu pf (in englisch ‚apple‘ neben deutsch ‚Apfel‘) oder k zu ch (in englisch ‚make‘ neben deutsch ‚machen‘) vollständig und regelmäßig verschoben und so die deutsche Sprache lautlich erst konstituiert haben. Später sind es die neuen Diphthonge und Monophthonge wie in neuhochdeutsch ‚Haus‘ für mittelhochdeutsch ‚hûs‘ oder neuhochdeutsch ‚gut‘ für mittelhochdeutsch ‚guot‘. Gibt es einen gemeinsamen Ausgangspunkt für jede dieser Neuerungen oder haben sie sich an unterschiedlichen Orten gebildet? Hier lässt sich oft in Anbetracht der Quellenlänge nur spekulieren, ebenso in Fragen nach der Herkunft der indogermanischen Völker, ihrer Religion und ihrer Sozialstruktur. Genau genommen wissen wir nicht einmal, ob der Name Heidelberg etwas mit Ziegen oder, weniger wahrscheinlich, etwas mit Heidelbeeren zu tun hat. Damit lässt sich aber leben. Ein gewisses Maß an Unbestimmtheit ist quellenbedingt und für lebendige Sprachen geradezu konstitutiv. Es schützt zudem vor allzu einfachen Lösungen. Woher wir (sprachlich) kommen, liegt an vielen Punkten im Dunkeln, aber über den Weg sind wir insgesamt schon sehr gut unterrichtet. (dmh, ams)

Heißer Tanz mit Daten

Der Heidelberger Verein NoName klärt bei Cryptopartys über Internetsicherheit und E-Mail-Verschlüsselung auf

für Kryptographie, also Verschlüsselung.

Der Heidelberger Verein NoName veranstaltet ebenfalls solche Cryptopartys. An einem Treffen am Montagabend zum Thema „E-Mail-

durch die Reihen bis zum Empfänger gegeben. Nahezu jeder liest beim Weitergeben die kurze Nachricht. Nun wird ein neuer Brief geschrieben, mehrfach gefaltet und mit einem kleinen Vorhängeschloss zusammen getackert. Als diese Nachricht nun erneut durch die Reihen gegeben wird, bleibt den Beteiligten nur die Weitergabe übrig.

So wird klar: Wenn die Möglichkeit besteht, Informationen abzugreifen, wird das mit hoher Wahrscheinlichkeit auch getan. Die Cryptopartys sind für die Veranstalter ein

Treffen, bei dem sie die Teilnehmer über solche Gefahr aufklären wollen. Des Weiteren wird aber auch vermittelt: „Man kann sich schützen!“ Denn Jonas Große Sundrup meint: „Die Inhaltsdaten – das, was ich mit jemandem austausche – sind etwas,

das niemand anderen etwas angeht.“ Der 23-jährige Physikstudent möchte den Leuten die Angst vor den Programmen nehmen und den Zugang zu E-Mail-Verschlüsselung erleichtern: „Die Hemmschwelle für Leute, die nicht jeden Tag mit Technik zu tun haben, ist hoch. Ihnen fehlt der Einstieg. Mit den Cryptopartys wollen wir die riesige Menge an Informationen filtern, und einsteigerfreundlich aufbereiten.“

Und so passiert es: Nach nur etwa einer halben Stunde sind die nötigen Programme installiert und eingerichtet. Am Ende des Treffens sind die beiden Veranstalter zufrieden. Das Thema Datenschutz scheint nicht nur für sie wichtig zu sein. So ist sich Große Sundrup sicher, „dass viele Leute ein Interesse daran haben, ihre Privatsphäre zu schützen“. Dies zeige sich auch an der Menge von Leuten, die zu den Cryptopartys kämen.

Der Verein NoName finanziert sich durch Mitgliedsbeiträge und Spenden. Angeboten werden auch andere Cryptopartys zu verwandten Themen, wie Anonymität im Internet oder Smartphone-Kommunikation. Termine sind nachzulesen unter: www.noname-ev.de/cryptoparty. (jab)



Unverschlüsselte E-Mails können allzu leicht gelesen werden

Verschlüsselung“ ist ein Seminarraum im Campus Bergheim gut gefüllt. Zunächst beginnen die beiden Veranstalter Jonas Große Sundrup und Michael Herbst mit einer anschaulichen Einführung in das Thema: Auf Papier wird ein Brief geschrieben und

Krieg der Studenten

„Tod den Scholaren“, rufen die aufgebrachten Bürger an diesem Tag im Jahre 1406, und: „Bringt sie um!“ Und die wütende und bewaffnete Menge meint das durchaus ernst. Es ist der Auftakt einer der vielen Studentenkriege, die in der Universitätsstadt immer wieder aufflammen, sich in Scharmützeln entladen, Verletzte fordern – und manchmal auch Tote.

Konfliktfrei war das Verhältnis zwischen Studenten und Stadtbewölkerung in Heidelberg nie. Wie gespannt es zeitweise war, zeigte Klaus-Peter Schroeder in seinem Vortrag am 2. Juli im Universitätsarchiv.

Der Rechtshistoriker hat über die Studentenkriege geforscht; zu dem bislang wenig untersuchten Thema ein Buch verfasst. In seinem Vortrag legt er den Schwerpunkt auf die mittelalterlichen Anfänge des Konflikts.

Die Universität hat damals ein Sonderstatus inne. Das äußert sich in einem eigenen Rechtswesen, weshalb ihre Angehörigen der Stadtgerichtsbarkeit entzogen sind. Zudem genießen sie Privilegien wie Steuerfreiheit.

Auch das Verhalten der Studenten sorgt für Ärger. Das Regelwerk der Uni ist zwar äußerst streng, keine Feiern, kein Alkohol, keine Frauen. Die Wirklichkeit aber sieht anders aus: Die Studenten sind gefürchtet, weil sie ständig betrunken sind, gegen Hauswände urinieren und auch mal eine Fensterscheibe einwerfen.

Schon 1406 kommt es zu ersten Auseinandersetzungen als Edelleute einige Studenten verprügeln. Bei den folgenden Kämpfen schließen sich ihnen Bürger der Stadt an, überfallen die Bursen (Gemeinschaftshäuser) der Studenten und stecken sie in Brand. Einige Studenten flüchten sich ins Haus des Rektors. Als die Bürger es stürmen, versuchen sie, über das Dach zu fliehen. Von unten werden sie mit Pfeilen beschossen, den Herabstürzenden halten die Bürger Speiße entgegen. Wie durch ein Wunder kommt niemand zu Tode.

Die Universität fordert eine Bestrafung der Angreifer und tritt in den Lehrstreik. Der Kurfürst verbietet schließlich bei Todesstrafe, Mitglieder der Universität anzugreifen.

Doch die Lage beruhigt sich nicht: „Vor allem die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts ist von zahllosen Konflikten geprägt“, so Schroeder. Erst nach der Umwandlung in eine staatliche Universität des Herzogtums Baden 1803 bis 1805 normalisiert sich die Lage: Die Uni verliert ihren Sonderstatus, der Hauptgrund für den Konflikt fällt damit weg. Und das Verhältnis von Studenten und Einwohnern hat sich seither, trotz allen Streits, gebessert. (mab)

ANZEIGE

KIM CHURCHILL

SO	19.07.	SUNDAY HANGOUT W/ THE KING OF CONS
SA	25.07.	ENDLESS SUMMER: BOAT PARTY & PHILIPP DITTBERNER (LIVE)
VORSCHAU		
MI	16.09.	BECCA STEVENS BAND
FR	18.09.	WLADIMIR KAMINER
DI	22.09.	CHAKUZA
FR	25.09.	DJ CONFERENCE
SA	26.09.	HEIDELBERGER HERBST SPECIAL W/ ODDISEE & SUNSET SONS
MO	28.09.	KIM CHURCHILL
FR	09.10.	ALLIGATOAH STADTHALLE HD
DI	13.10.	ZUGEZOGEN MASKULIN
ENJOY JAZZ 2015		
FR	02.10.	HUGH MASEKELA STADTHALLE HD
SA	03.10.	THE BUG // SIRENS
SO	04.10.	YOUNG FATHERS
DO	08.10.	TROYKA

HD – Am Karlstor 1 – Telefon 06221. 978911

„Noch nie nicht geschrieben“

Olga Grjasnowa zählt zu den spannendsten Stimmen der jungen deutschen Gegenwartsliteratur. Doch auch zu anderen Themen hat sie etwas zu sagen

INTERVIEW:
DORINA MARLEN HELLER

Sie haben in einem Interview mal gesagt, dass Sie Lesen mehr interessiert als Schreiben; dass das Schreiben nur ein „Nebenprodukt“ ist – welchen Stellenwert hat Ihr Schreiben für Sie?

OLGA GRJASNOWA: Das ist eine Frage, die ich tatsächlich nicht beantworten kann. Eigentlich schreibe ich nicht mal gerne, aber ich kann nicht leben ohne zu schreiben. Ich habe noch nie nicht geschrieben. Im Nachhinein ist es besser etwas geschrieben zu haben, als zu schreiben.

Was ist das Schwierigste am Autorinnendasein?

Wahrscheinlich, dass man sich ökonomisch nicht darauf verlassen kann, wie es weitergeht. Man ist von sehr vielen Faktoren abhängig und natürlich ist der Erfolg eines Romans nicht immer deckungsgleich mit dem finanziellen Erfolg.

Was für eine Rolle spielen Ihre jüdischen Wurzeln?

Das ist nur kulturelle Performance für mich. Ich bin nicht religiös, weswegen ich für viele Leute nicht jüdisch bin. Es ist sowieso wahnsinnig schwierig mit dem Judentum – ist es kulturell oder religiös, wie ist es zu verstehen? Natürlich bearbeite ich jüdische Themen in meinen Büchern, das stimmt. Dahingehend ist es legitim, mich als jüdische Schriftstellerin zu bezeichnen.

Deutschland ist nicht darauf angelegt, Minderheiten willkommen zu heißen, meinten Sie mal. Fühlen Sie sich in Deutschland denn zu Hause?

Ich weiß es nicht. Ich fühle mich in Berlin ganz wohl, aber das gilt nicht

für Gesamtdeutschland. Außerdem bin ich den längsten Teil meines Lebens in Deutschland, ich habe mich schon daran gewöhnt. Aber zum Beispiel mein Partner kam erst vor zwei Jahren aus Syrien, das ist auf jeden Fall ein Unterschied. Erst jetzt habe ich wieder die ganzen Späße auf der Ausländerbehörde mitgemacht, was da mit Leuten passiert – unglaublich. Von einer Willkommenskultur kann keine Rede sein. Drei Tage nach ihrer Ankunft kriegen Geflüchtete einen Brief vom Jobcenter, den zum Beispiel ich nicht in der Lage bin, zu verstehen. Wie soll das dann jemand verstehen, der die Sprache noch nicht mal kann? Der rechte Populismus ist noch immer präsent in der Gesellschaft: Man hat Angst, dass die Ausländer einem etwas wegnehmen. Die Einwanderungspolitik wurde 50 Jahre lang falsch betrieben.

Haben Sie, nachdem Sie mit zwölf aus Aserbaidshan nach Deutschland gekommen sind, noch auf Russisch geschrieben?

Nie wieder. Ich lese zwar immer noch auf Russisch und spreche Russisch, aber Schreiben ist für mich zu schwierig. Ich habe ehrlich gesagt mit den einfachsten grammatikalischen Regeln beim Schreiben Probleme.

Nervt Sie das, immer wieder als Paradebeispiel für gelungene Kulturintegration in Deutschland angeführt zu werden?

Nun ja. Es ist seltsam, dass es noch immer solch ein Thema darstellt.

Was sind Ihre Themen?

Auf jeden Fall ist es die Zugehörigkeit zu Gruppen, die mich fasziniert und ethnisch motivierte Gewalt. Und sonst weiß ich das noch nicht, ich hoffe, ich habe noch ein paar Jahrzehnte.

Wie wichtig ist das Lektorat in Ihren Texten?

Das Wichtigste überhaupt. Es ist eine Art Ehe. Meine bisherige Lektorin kennt mich so gut wie fast keine andere.

Haben Sie es als Frau schwieriger im Schreibbusiness? Wurden Sie schon mal aufgrund Ihres Geschlechts diskriminiert?

Es ist bei weitem nicht so schlimm wie im Theater, in der Literatur ist es harmloser, keine wirkliche Diskriminierung, sondern viel subtiler. Es beginnt schon bei dem Cover – was kriegen Frauen aufs Cover, was die Männer. Artikel, in denen es um Schriftstellerinnen geht, werden definitiv damit anfangen wie die Frau aussieht, was sie anhat und was sie sich zum Trinken bestellt. Das Aussehen ist sehr wichtig, aber das ist erst in den letzten Jahrzehnten so geworden. Man darf nicht zu gut aussehen, weil einem sonst unterstellt wird, dass man nicht schreiben kann.

„Ein glücklicher Mensch ist für die Literatur wertlos“, meinten Sie mal. Auch Ihr neues Buch ist harte Kost. Wieso sollten wir Bücher lesen, die uns potentiell unglücklich machen?

Es geht bei der Kunst nicht darum glücklich zu machen. Ein Glückversprechen ist nicht Sache der Kunst. Es geht vielmehr um die Praktik des Perspektivwechsels, dass man sich durch ein Buch oder ein Gemälde in jemand anderen hineinversetzen kann. Und im besten Fall auf Gedanken kommt, die man bis jetzt noch nicht hatte. Das ist, was mich an Büchern fasziniert – und auch viel dankbarer als so ein kurzes Glücksgefühl. Ich



Foto: Peter-Andreas Hassteppen

Bis jetzt hat Grjasnowa zwei Romane bei Hanser veröffentlicht, ein dritter ist in Arbeit

habe nichts dagegen, mal die Gala durchzublättern, jedoch ist es nicht das, was einen auf Dauer erfüllt. Ein trauriges Buch hingegen kann sehr glücklich machen... aber vielleicht müsste man Glück erstmal definieren. Glück empfindet jeder anders. Was ist der Unterschied zwischen Erfüllung, Zufriedenheit und Glück? Es kommt auf den Menschen selber an – man muss eine Glücksfähigkeit in sich tragen, dazu in der Lage sein, selbst glücklich zu werden, alleine.

Wie würden Sie Ihr Buch „Die juristische Unschärfe einer Ehe“ kurz zusammenfassen?

Wahrscheinlich geht es um die Besitzverhältnisse innerhalb einer Beziehung.

Leyla, der Hauptcharakter in Ihrem Buch, zeichnet sich ja auch immer wieder durch ihren Willen zu funktionieren aus. Gibt es da auch eine Parallele zu Ihnen?

Ja, da haben Sie vollkommen Recht, das ist genau das, was sie eigentlich ausmacht. Ich habe sehr viele Interviews mit Tänzern geführt um herauszufinden, wie man von sechs bis fünfunddreißig jeden Tag stoisch dieselben Übungen macht und alles für das Ballett opfert. Das ist wohl der Wille zu funktionieren. Ich habe alles übers Ballett gelesen, was ich dazu finden konnte und mir sehr viele

Aufnahmen und Trainings angeschaut. Erst dann habe ich Leylas Figur konzipiert. Aber das ist keine Parallele zu mir.

Ich kann nicht über mich schreiben. Ich brauche etwas, das möglichst weit weg von mir ist. Ballett ist so ziemlich das Entfernteste, über das ich schreiben könnte.

Obwohl Sie selbst mal Tanzwissenschaften studiert haben.

Aber nur drei Wochen. Der schlimmste Studiengang der Welt. Ich bin eine absolute Bewegungs-legasthenikerin, ich schaffe es nicht mal im Fitnessstudio einem Zumbakurs zu folgen und es ist auch nichts, was mir Spaß macht.

Sie sprechen über Ihre Figuren wie reale Personen, mit allergrößter Selbstverständlichkeit.

Ja, das ist ein schizophrener Zustand. Sie sind real und mir nahe, aber nur in den Jahren, in denen ich an ihnen arbeite. Zum Beispiel bei meinem ersten Roman: Ich kann gar nicht mehr sagen, was die Figuren motiviert hat oder nicht. Beim zweiten Buch ist es durch die Lesereisen noch präsenter. Nun habe ich neue Figuren. Es sind doch einige Jahre, die man mit selbst ausgedachten Figuren im eigenen Kopf verbringt. Ob das so gesund ist, weiß ich nicht.

Schön aber elitär

Die Heidelberger Literaturtage sind eine gute Sache. Aber ihr Publikum ...

Alle Jahre wieder. Wird das in die Jahre gekommene, atmosphärische Spiegelzelt am Uniplatz aufgestellt und werden mehr und weniger bekannte, internationale und regionale, provozierende und konforme Autorinnen und Autoren nach Heidelberg geholt. Die Literaturtage sind eine schöne Veranstaltung. Aber auch eine elitäre Veranstaltung. „Es wäre schön, wenn wir die erreichen, die Literatur vielleicht mehr brauchen, als die, die hier sitzen“, sagt Oberbürgermeister Würzner mit überraschender Klarheit bei der Eröffnung. Und spricht damit ein Kernproblem der Literaturtage an – ihr Publikum. Die Studierenden sind spärlich – was auch an den Preisen liegen könnte, sieben Euro kostet eine ermäßigte Karte für eine Lesung –, das Publikum ist gehobenen Alters, Diskussionen entstehen kaum, nur wenige Fragen werden im Anschluss an die Lesungen gestellt, manchmal auch gar keine. Das ist schade. Denn unter den Schreibenden finden sich durchaus hochkarätige, hochinteressante Persönlichkeiten.

Da war Lutz Seiler, der die Eröffnung der Literaturtage als Abschlussveranstaltung seiner Poetikdozentur bestritt. Er liest aus seinem Abenteu-

erroman „Kruso“, der unter anderem mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet wurde, wirkt dabei etwas angeschlagen, aber sein Vortragsstil und die Story überzeugen. Dann war da die Aserbaidshanerin und Wahldeutsche Olga Grjasnowa, die mit sanfter Stimme erklärte, dass sie grundsätzlich nicht an Heimat glaubt. Und hochschwanger aus ihrem Buch „Die juristische Unschärfe einer Ehe“ liest, in dem sich so schöne Sätze finden wie: „Man muss auf keine Midlifecrisis warten, man kann sein Leben auch schon mit Mitte 20 wunderbar gegen die Wand fahren.“

Ein Highlight der Literaturtage war auch die indische Schriftstellerin und Aktivistin Meena Kandasamy, deren Gedichtesammlung „Fräulein Militanz“ im Heidelberger Wunderhorn Verlag erschien. In ihren Gedichten holt sie die ganze Ungerechtigkeit des Kastensystems und die Frauenverachtung der indischen Gesellschaft ins Spiegelzelt. Wahrscheinlich komme sie zwar demnächst ins Gefängnis, aber das könne sie dann wenigstens nutzen, um über die Haftbedingungen in Indien zu schreiben, erklärt sie energisch. Gegen diese Relevanz und Authentizität kommen andere, wie

Albert Ostermaier mit seinem Text „Lenz im Libanon“ – Büchner trifft auf ein Übermaß an Alliteration und Pathos – nicht an. Aber in jedem Fall: Dieser bunten Mischung an Schriftstellerinnen und Schriftstellern würde ein bunteres Publikum guttun! (dmh)

Kartenverlosung Enjoy Jazz

Zwischen 2. Oktober und 14. November heißt es in der Metropolregion bereits zum 17. Mal „Enjoy Jazz“ – dieses Jahr mit der neuen Reihe „Tunneleffekt“. Nicht nur in der Physik geht es unter diesem Motto um das Überwinden von Barrieren – auch im musikalischen Bereich gibt es Grenzgänger, die Stil- und Genregrenzen hinter sich lassen. Zu zwei Konzerten der Reihe verlosen wir jeweils 2x2 Tickets: für Maribou State am 17. Oktober und für das Duo Laurel Halo und Andy Stott am 13. November. Wenn ihr bei der Verlosung nicht in die Röhre gucken wollt, dann schreibt uns bis spätestens 14. August eine Mail an post@ruprecht.de.

ANZEIGE

Angebote des Hochschulteams

Check der Bewerbungsunterlagen am 15.7. und 12.8.
in der AA Heidelberg - Anmeldung per E-Mail erforderlich!

Offene Sprechstunde:
Zentrale Studienberatung, Seminarstr. 2, 1. OG
Dienstag 11:00 - 15:00 Uhr
und
Servicestelle Zentralmensa, Neuenheimer Feld 304
1. Freitag/Monat, 10:00 - 12.30 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

 **Bundesagentur für Arbeit**
Agentur für Arbeit Heidelberg

Klub der Kontroversen

Jeden Dienstagabend wird im DAI diskutiert. Auf Englisch

Steven Bloom leitet die Sitzung mit einem freundlichen „Hallo und guten Abend“ ein. Haben menschliche Wesen eine Seele? Kann es einen Dialog zwischen verschiedenen Religionen geben? Können offene Ehen funktionieren? All das sind Themen, zu denen die meisten von uns eine Meinung haben. Bei der English Language Discussion Group wird jeden Dienstag um 18 Uhr im Deutsch-Amerikanischen Institut (DAI) über genau das debattiert und diskutiert, gestritten und übereingestimmt.

Bloom erklärt in kurzen Worten das zu besprechende Thema, das man auch im Terminkalender auf der Internetseite des DAI finden kann, und versucht, es mit persönlichen Anekdoten oder einfachen Fakten einzuleiten. Dann geht es reihum und jeder darf sich vorstellen und über eigene Erfahrungen zum Thema berichten. Bei einer kontroversen Frage wie „Gibt es Argumente gegen die Homosexuellen-Ehe und wenn ja, welche und warum?“ wird schnell klar, dass die Meinungen und Erfahrungen der einzelnen Personen von Generation zu Generation weit auseinandergehen. Es fallen dann schon einmal problematische Sätze wie: „Ich denke, homosexuelle Menschen besitzen weniger Verantwortungsbewusstsein.“ Dies wirkt auf Studenten, die mit einer mehr oder weniger toleranten Denkweise groß geworden sind, zunächst etwas befremdlich.

Doch genau das macht die English Language Discussion Group für Studenten so interessant. Es sind eben nicht nur Gleichaltrige in der Runde vertreten, die in etwa alle dasselbe denken. Im Gegenteil: Es finden sich dort viele Leute ein, die aus einer ganz anderen Kultur und Zeit stammen und deshalb die entsprechende Sichtweise und vielleicht auch Vorurteile in die Diskussion einbringen – ob sie diese nun selbst vertreten oder nicht. Dass es nach solchen Sätzen auch einmal etwas lauter werden kann, ist zu verstehen. Bloom versucht dann mit viel Humor und ohne sich auf eine Seite zu stellen, die Diskussion weiter voran zu treiben. Er versucht nicht, Partei zu ergreifen, was nach 35 Jahren Leitung und vielen bizarren Aussagen wohl gar nicht so einfach ist. „Das hier ist eine Diskussionsrunde und keine Selbsthilfegruppe“, wirft er zwischendurch schmunzelnd ein. Die Themen wählt er nach Aktualität aus. So wurde passend zum 4. Juli über die USA und ihren Status in der Welt gesprochen. Nachdem Bloom zuerst in New York lebte, kam er nach Heidelberg und rief diese Gruppe selbst ins Leben.

Donnerstags trifft sich ebenfalls unter seiner Leitung die Video Discussion Group. Dort werden Filme oder Reportagen zu einem Thema angeschaut. Doch wie einer der Diskussionsteilnehmer zum Schluss noch erwähnt: „Wenn man einfach nur reden will und was zu sagen hat, dann ist es dienstags besser.“ (dhe)

Bands von Nebenan (II)

Pappmaché aus Worten

„Kleister“ kombinieren auf ihrem ersten Album Rap, Hip-Hop und Jazz

„Im Zentrum des Universums scheint die Sonne nicht / Stoß’ den Pfeil in den Frosch und bemal’ dir das Gesicht“, rappt Hannes und tänzelt dabei durch ein WG-Zimmer im Mannheimer Jungbuschviertel. Neben ihm beatboxt sein Bandkollege und Mitbewohner Luke in ein Mikrofon, spielt gleichzeitig auf einem Keyboard und bedient mit den Füßen eine Loopstation. Aus den Lautsprechern wummert der groovende, basslastige Beat des Songs „Tenochtitlán“. Zusammen bilden die beiden Studenten die Band „Kleister“ und sind sichtlich in ihrem Element, wenn sie Lukes Zimmer regelmäßig in einen Studio- und Probenraum verwandeln.

Angefangen haben Luke und Hannes nur als WG-Mitbewohner, die Band entstand spontan vor zwei Jahren. Luke spielte häufig in seinem Zimmer Keyboard. „Eines Tages kam dann Hannes einfach rein und rappte zu der Musik drauflos“, erzählt der Jazzklavier-Student. „Die Texte fand ich sofort prima. Eigentlich spiele ich vor allem Jazz, aber in Kombination mit Rap habe ich dann immer beatbetonter gedacht.“

Auch Hannes, inzwischen am Ende seines Geschichts- und Politikstudiums in Heidelberg angelangt, kommt eigentlich nicht aus dem Hip-Hop. „Ich habe früher Gitarre in Punkbands gespielt und bin auch Singer-Songwriter, ich nutze Rap eher als Ausdrucksform.“ Dank der verschiedenen Hintergründe der beiden ist der Musikstil von „Kleister“ entsprechend facettenreich. Durch die Hip-Hop-Struktur der Beats schimmern Jazz-Rhythmen und kleine Keyboard-Soli hindurch. Die Texte geben sich mal direkt und provokant, mal metaphorisch, mal wissenschaftlich-abstrakt. „Ich reime dabei einfach

drauflos, jemand hat unsere Musik mal als Studentenrap bezeichnet“, meint Hannes schmunzelnd. „Man kann unsere Texte aber schon gesellschaftskritisch interpretieren“, ergänzt Luke. „Darin steckt immer wieder eine politische Inspiration.“

Bis vor wenigen Monaten haben „Kleister“ ihre Songs nur in Lukes Heimstudio aufgenommen, dabei ist bereits eine CD mit dem programmatischen Titel „Papperlapappmaché“ entstanden. Die buchstäblich „handgemachte“ Eigenproduktion verkaufen sie über ihre Homepage. Seit Februar stehen „Kleister“ auch live auf der Bühne. „Die Live-Umsetzung ist viel Kopfarbeit, ich muss vorher

genau durchplanen, wann ich welchen Knopf drücke, denn wenn ich mich ‚verloope‘, können wir das Lied nochmal neu starten“, erklärt Luke. „Deswegen sind unsere neuen Songs auch etwas einfacher und auf die Live-Situation ausgelegt.“ Die Konzerte waren bislang eher klein, darunter die ein oder andere WG-Party, aber auch

ungewöhnliche Orte wie ein alternatives Café in Zürich. Mit der Villa Nachttanz in Heidelberg wächst die Locationgröße jedoch inzwischen.

„Wir treffen dabei immer wieder Leute, die unsere Musik sehr feiern, vor allem die Live-Versionen“, freut sich Hannes. „Aber da wir erst seit Kurzem auftreten und nicht gerade Mainstream sind, haben wir noch keine große Fanbase.“ Mit der geplanten kleinen Tour im September und einer weiteren CD in Arbeit könnte sich das allerdings ändern. Doch wohin wollen „Kleister“ mit ihrer Musik? „Wir wollen einfach spielen, vielleicht mal ein Live-Video machen“, meint Luke. Und augenzwinkernd: „Aber natürlich irgendwann ganz groß rauskommen!“ (sko)



Probe im Schlafzimmer: Hannes und Luke sind „Kleister“

Bücher für die Tonne

Der streitbare Literaturkritiker Denis Scheck war zu Gast bei der Premiere von „Querfeldein“ in Heidelberg

Der aus der ARD-Sendung „Druckfrisch“ bekannte Denis Scheck ist ein Mann klarer Worte. Als Schüler sei er ein Arschloch gewesen, resümiert er trocken. Dabei hatte der junge Scheck bereits einiges vorzuweisen, gründete er doch schon mit 13 Jahren die Literaturzeitschrift *Newlands*. Nun war der 50-Jährige bei der studentischen Initiative „Querfeldein“ zu Gast. Deren Anliegen ist es, mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens abseits konventioneller Wege in Kontakt zu treten. Das Format ist eine Mischung aus Interview, Lesung und munterem Beisammensein. Scheck war der Premirengast und hatte einiges zu erzählen.

Die Studenten Hanna Miethner, Christina Deinsberger und Kai Gräf führten souverän durch den unterhaltsamen Abend und brauchten Scheck lediglich verbal an der richtigen Stelle anzustupsen, um eine Anekdoten-Lawine ins Rollen zu bringen. Der gebürtige Schwabe entpuppte sich in der Folge als großer Fan Donald Ducks, den er zu Ehren der Übersetzung von Erika Fuchs konsequent deutsch ausspricht. Diese verweigte ihn quasi im Gegenzug als Besitzer der „Spielwarenhandlung Scheck“ in Entenhausen. Ebenso hat der aktuelle Preisträger des „Champagne-Preises für Lebensfreude“ eine Affinität zu gutem Essen. Mit seiner Frau mache

er gerne Wurst selbst; Kochbücher verglich Scheck aufgrund ihrer Bildhaftigkeit mit Pornos. Es ist nur ein Bruchteil dessen, was er in amüsantem

Wort „Neger“ aus Kinderbuchklassikern strichen, moderierte er einen Teil seiner Sendung mit schwarz angemaltem Gesicht – mehr spontan als geplant. Die Aktion schlug hohe Wellen, stellte Scheck als vermeintlichen Rassisten dar. Seinen Standpunkt, dass man nicht ohne Weiteres in ein Kunstwerk eingreifen und es auf diese Weise zensieren dürfe, vertrat Scheck auch in Heidelberg leidenschaftlich.

Mitgebracht hatte der Literaturkritiker eine Auswahl besonders misslungener Werke. Ruth-Maria Kubitschek bezeichnete er nicht zum ersten Mal als „vollkommen durchgeknallte

Esoterikschlampe“. Oliver Kahn und Hape Kerkeling kommen zumindest als Autoren ebenso schlecht weg. Scheck macht keinen Hehl daraus, dass er von Bestseller-Literatur allgemein wenig hält – sie zu lesen sei häufig Zeitverschwendung.

Die Frage, ob er Thomas Manns „Zauberberg“ oder Goethes „Faust“ zur Lektüre auf eine einsame Insel mitnehmen würde, bringt den sonst stets Schlagfertigen dann doch ins Grübeln. Auch wenn Scheck schließlich Goethe wählt, Manns Klassiker wie gefordert in die sonst obligatorische Tonne zu werfen, ist dem Fachmann dann doch zu viel. (jkl)



Foto: Ludwig Schöpfer

Mann mit Köpfchen: Denis Scheck

Plauderton und stets wortgewandt ausbreitete.

Nach einem klassischen Interview durfte das Publikum Schecks Verisse den passenden Autoren zuordnen und mit roten und grünen Karten abstimmen – ganz nach dem Prinzip der Fernsehshow „Zimmer frei!“. Am Ende des Abends beantwortete Scheck schriftlich formulierte Fragen aus dem Publikum. Dies war zwar Teil der Veranstaltung, hätte jedoch durchaus stärker eingebunden werden können.

Dass Scheck eine kontrovers diskutierte Persönlichkeit ist, zeigte sich im Jahr 2013. Als zwei Verlage das

Angeschaut

Dinos zum Anfassen

„Jurassic World“ bringt Saurier zurück auf die Leinwand

In einer Kinowelt, in der Filmemacher immer kreativere Mutationen erschaffen, mutet es angenehm nostalgisch an, wenn altbekannte Urzeitechsen auf Menschenjagd gehen. „Jurassic World“ ist der vierte Teil der Dinosaga und ein Kassenschlager. Das Remake des ersten Teils kommt dreidimensional und in neuem Gewand daher. Doch Regisseur Colin Trevorrow trifft einige falsche Entscheidungen.

Der Vergnügungspark „Jurassic World“ lockt massenweise Touristen auf die fiktive Insel Isla Nublar. Die Brüder Gray und Zack besuchen ihre Tante Claire (Bryce Dallas Howard), Leiterin des Themenparks, welche jedoch kaum Zeit für sie findet. Derweil macht sich die neue Attraktion des Parks, der genmanipulierte Riesensaurier Indominus Rex, selbstständig. Der ehemalige Navy-Soldat Owen Grady (Chris Pratt) und Tante Claire müssen die entlaufenen Kinder vor dem Untier retten.

Als erste Fehlentscheidungen erweisen sich die schwache Charakterzeichnung sowie die Besetzung. Chris Pratt ist als Held die personifizierte Verkörperung cineastischer Leere und beliebig austauschbar. Tante Claire ist ebenso wenig sympathisch wie die beiden nervtötenden Neffen. Die flachen und bedeutungslosen Dialoge platziert Trevorrow als Beziehungsgeplänkel in durchaus packenden, vor-

wärtsdrängenden Actionsequenzen. So müssen Claire und Owen auf der Suche nach den Kindern mit ein paar platten Worten auch noch ihr persönliches Verhältnis klären. Als wäre das nicht banal genug, stört es überdies den erzählerischen Fluss. Häufig palavern die Protagonisten einfach so lange, bis der nächste Dino um die Ecke kommt. Seine besten Momente hat „Jurassic World“, wenn niemand redet.

Dass sich der Indominus Rex dank Tintenfisch- und Laubfroschgenen tarnen kann und vor Wärmebildkameras unsichtbar ist, ist zweifelsohne absurd. Den Vogel schießt Trevorrow ab, als er einen Tierpfleger beim Versuch ein entlaufenes Schwein einzufangen, slapstickhaft in das Dino-gehege katapultiert.

Geglückt ist dagegen die optische Modernisierung. Die 3D-Effekte werden keineswegs zur bloßen Horror-Schau verwendet, auch die liebevolle Gestaltung der Insel überzeugt. Zudem ist die Thematik nicht zwingend zum Scheitern verdammt: Eine dosierte Portion nostalgischer Grusel und die annehmbare, wenn auch überladene Adaption der Handlung stellen ein taugliches Fundament dar. Über die allgemeinen Defizite kann das allerdings nicht hinwegtrösten. Am Ende mangelt es an grundlegendem Handwerkszeug. (jkl)



Sprechen über den Tod

... mit Amy Neumann-Volmer, Humanmedizinerin und Mitglied bei „Ärzte ohne Grenzen“

Sie waren nach dem Erdbeben 2010 in Haiti, im Bürgerkrieg der Zentralafrikanischen Republik (CAR) und in Dadaab, dem größten Flüchtlingslager der Welt in Kenia. Welcher Einsatz war für Sie am belastendsten?

Der schlimmste Einsatz war in CAR, Paoua, tief im Land, mitten in einem Bürgerkriegsgebiet mit vielen Flüchtlingen, Hunger, Gewalt, Vertreibung und Malariaepidemien.

Bei Ihrer Arbeit sind Sie täglich mit dem Tod konfrontiert. Verliert der Tod für Sie dadurch an Emotionen und wird „normal“?

Nie! Normal ist das falsche Wort, da der Tod die natürlichste Folge auf das Leben ist und an sich nichts anormales. Ich glaube, dass wann, wie und weshalb ein Mensch stirbt, einen großen Einfluss auf meine Reaktionen und Emotionen hat. Der unnötige Tod eines Kindes oder einer Schwangeren machen mich zum Beispiel wütend und traurig, denn dann ist der Tod nicht „normal“.



Foto: privat

Wie viel Zeit für Trauer bleibt Ihnen in Kriseneinsätzen?

Die Nächte, wenn man keinen Dienst hat. Ich habe immer versucht, mir im Team die Zeit zu nehmen, um alles zu besprechen und abzulagern und so Schmerz und Ohnmacht teilen zu können. Dabei waren auch Briefe an die Familie essentiell.

Hatten Sie manchmal auch für sich selbst Todesängste?

Nein, nicht wirklich. Aber schon mal Angst: Zum Beispiel in Haiti nach dem Erdbeben, als es viele Nachbeben gab oder in Dadaab, wo die zu Recht aufgebrachte Flüchtlinge ihre Ohnmacht gegen uns richteten.

In den Leitlinien von „Ärzte ohne Grenzen“ wird die Arbeit als unabhängig, unparteiisch und neutral definiert. Gab es Situationen, in denen Ihnen diese Punkte schwer fielen?

Als Ärztin behandle ich alle Patienten in medizinischer Not. Die Frage ist vielmehr: Wie kann ich zu allen Menschen in Not Zugang haben, auch in Bürgerkriegsgebieten?

„Ärzte ohne Grenzen“ kann nur eine geringe Aufwandsentschädigung aufbringen und die Patienten vor Ort haben ebenfalls keine Mittel, um Sie für Ihre Arbeit zu entlohnen – wo liegt Ihre Motivation und was nehmen Sie aus den Einsätzen mit?

Ich bin leidenschaftlich Ärztin, ob hier oder dort. Und die Patienten entlohnen uns überall mehr als genug! Lohn ist nicht gleich Geld. Mein Beruf erlaubt es mir, in viele Länder zu reisen, zu arbeiten und die Menschen kennen zu lernen, ganz anders als wenn ich als Tourist hinkommen würde. Außerdem arbeite und lebe ich auf meinen Einsätzen mit fantastischen Menschen im Team zusammen. Vor allem Demut und Dankbarkeit nehme ich dabei mit. Das klingt pathetisch, ist aber so.

Das Gespräch führte Felix Hackenbruch.

Gehirn verknotet, Fall gelöst!

Rasant und spontan entstehen die Bühnenprodukte der Improtheatergruppe „Kopfsalat“. Fehler? Gibt es nicht

S teht bitte auf und tastet euch gegenseitig nach Waffen ab!“, lautet die erste Anweisung. Was wie eine etwas misslungene Sicherheitskontrolle am Flughafen anmutet, ist in Wirklichkeit der Auftakt zum Krimi-Abend der Improtheatergruppe „Kopfsalat“. Die dreiköpfige Truppe bespielte am 26. Juni wieder die Bühne des „tikk“ mit einem neuen Fall des berühmten Ermittler-Duos Fochs und Hintermann: der schmutzige Hauptkommissar mit bedenklichem Hang zu selbstgebranntem Birnenschnaps und sein untergegebener Zuarbeiter mit literarischer Ambition.

Die Waffensuche im Publikum ist beendet und die Zuschauer stellen ihre Taschennhülle als Requisiten bereit. So findet mein kleines, abgelesenes „Romeo und Julia“-Heftchen den Weg auf die Bühne. Als das Setting vom Publikum entwickelt ist, betreten Nathan Hüskens und Konrad Lamour die Bühne.

Szene für Szene hangeln sich die beiden Darsteller in den unterschiedlichsten Rollen anhand von Requisiten und Setting-Angaben durch den Fall. Umrundet, begleitet und kommentiert wird das Spektakel vom dritten Mitglied der „Kopfsalat“-Truppe, Moritz

Vondano. Er bedient eine Maschine, die man nicht einfach Keyboard oder Soundmaschine nennen darf. Neben der Stimmungsmusik regelt das selbstgezümmerte Ungetüm zudem Licht, Ton und sämtliche Spezialeffekte.

Alle drei spielen sich die Bälle geschickt zu oder legen einander voller Vergnügen Stein um Stein in den Weg und freuen sich diebisch, wenn der andere den Ball zurückschleudert oder über den Stein stolpert. Dass manchmal das Lachen nur schwer unterdrückt werden kann, der Fall hin und wieder haarsträubende Wendungen annimmt und die eine oder andere Szene doch leicht fehlplatziert wirkt, stört kaum. Es bereitet geradezu noch mehr Vergnügen.

Und genau das ist es, worauf das Trio Wert legt: „Wir sind Verfechter einer positiven Fehlerkultur“, erklärt Moritz. In der Spontaneität gibt es keine Fehler. Was vermeintlich schief geht, ist geschehen, damit wird weitergemacht. Das bekommt man auch im Improvisations-Workshop am nächsten Tag zu spüren: Wer per-



Foto: Kopfsalat

Hauptkommissar Fochs und sein Untergebener Hintermann eifrig bei der Arbeit

fekt sein will, hat verloren. Denn Moritz treibt jeden unablässig an die Grenzen seiner Kreativität, bis einem nichts mehr einfällt. Nur um zu zeigen, dass dann doch wieder Ideen kommen. Neben Auftritten wie dem Krimi im „tikk“ ist „Kopfsalat“ also auch in anderen Formaten zu erleben. Sie gestalten Workshops und lehren Improvisation in Unternehmen und Kitas – wohlgeklärt mit dem gleichen Handwerkszeug.

Zum Hauptberuf reicht es dennoch nicht. Zur Zeit leben die drei vornehmlich von ihren eigentlichen Berufen: Lehrer, Informatiker und Bühnentechniker. Doch wohin es sie zieht, ist offensichtlich. „Wir wollen nicht aufhören und uns immer weiterentwickeln“, sagt Nathan. Das bedeutet harte Probenarbeit. Denn auch wenn auf der Bühne das Stück

spontan entsteht, so müssen sie ihr Timing finden, Charaktere entwickeln, Handlungsgebäude errichten.

Aber zurück zum Krimi: Ich muss schmunzeln, als sich die Handlung langsam aber sicher hin zur tragischen Liebesgeschichte zwischen den Kindern zweier verfeindeter Großhändler verdichtet und am Ende sogar die Worte „zwei Familien, beide gleich an Rang, im schönen Sankt Peter-Ording, unseren Schauplatz“ Einzug in das Stück halten.

Als sich zum Schluss der Vorstellung doch noch fast alle Fäden zu einem überraschend plausiblen Tathergang verstricken lassen, scheinen die Darsteller selbst erstaunt. Dass der zwischenzeitlich als tatverdächtig verhaftete singende Surfer noch immer im Knast schmort, kümmert dann niemanden mehr. (chd)

Nutzlos

„Schön, aber unwichtig“ heißt es oft über Geisteswissenschaften. Sollte man lieber für den Markt studieren?

Pro

Legt Eure Arroganz ab, liebe Geisteswissenschaftler. Ihr fühlt Euch erhaben über die Juristen und Betriebswirte, weil Ihr etwas studiert, das Euch interessiert, ungeachtet der Tatsache, ob Euch dieses Studium Qualifikationen verschafft, die auf dem Arbeitsmarkt gefragt sind. Den anderen wird vorgeworfen, es ginge ihnen nur um Geld und Prestige, nur man selbst habe wahre Begeisterung für die Materie. Aber kann man Euch das verübeln? Schülern wird beigebracht, etwas zu erlernen, das ihnen Spaß macht, dann sei man auch gut darin. Leider genügt Qualität oft nicht, gerade in geisteswissenschaftlichen Fächern. Viele Akademiker mit ausgezeichneten Noten und interessanten Lebensläufen suchen lange nach einer Anstellung. Nicht selten landen sie dann in einem Job, der weder etwas mit ihrer Qualifikation, noch mit ihren Interessen zu tun hat. Glück geht wohl anders. Angesichts des demographischen Wandels und des Fachkräftemangels tragen wir die Verantwortung dafür, nicht nur unseren Geist, sondern auch die Stärke unserer Wirtschaft lebendig zu halten.

Dies ist kein Aufruf, die eigenen Interessen zu ignorieren. Vielmehr sollte man neben dem Bauchgefühl auch den Kopf benutzen, die Arroganz ablegen. Wer sich dann noch sicher ist, das berufliche Risiko in Kauf nehmen



Foto: ams

zu wollen, hat sich ein geisteswissenschaftliches Studium tatsächlich gut überlegt. Aber man sollte nicht vergessen: Gemessen an der Zeit, die wir im Beruf verbringen, ist die Zeit an der Uni verschwindend gering. (kap)

Contra

„Und was willst du dann damit machen?“ Sehr oft bekommen Studenten geisteswissenschaftlicher Fächer diese Frage zu hören und sehr oft wissen sie nicht, was sie darauf antworten sollen. Häufig schwingt

Arbeitsmarkt gebraucht wird. Die unvorhergesehenen wirtschaftlichen Krisen der letzten Jahre haben schließlich gezeigt, wie wenig Verlass auf den Markt ist. Es ist gut möglich, dass eine Fachrichtung nach den Jahren des Studiums plötzlich nicht mehr gefragt ist. Stattdessen sollte man sich bei der Studienwahl auf sein Bauchgefühl verlassen. Dem Interesse folgen. Interesse lässt Motivation und Durchhaltevermögen entstehen, um sich in ein Fach einzuarbeiten. Interesse sorgt dafür, dass bei der Arbeit Freude aufkommt. Interesse bringt aber vor allem Kreativität, die wiederum Mut gibt neue Denkwege einzuschlagen. Unsere Gesellschaft braucht keine Menschen, die brav und gelangweilt das reproduzieren, was sie in ihrem marktkonformen Studium gelernt haben. Vielmehr braucht unsere Gesellschaft eben solche, die kreativ hinterfragen, innovative Ideen und neuartige Lösungsvorschläge zu Tage bringen. Und hier haben gerade Geisteswissenschaftler, die von Anfang an lernen, dass sie ohne den Blick nach links und rechts zu anderen Fachrichtungen nicht auskommen, einen Vorteil! (ams)

ANZEIGE

UNISHOP HEIDELBERG

Studentenkarzer
Augustinergasse 2
D 69117 Heidelberg
T. +49.6221.54 35 54

aktuell unishop heidelberg
www.unishop.uni-hd.de

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum

LATINUM + GRAECUM

während der Semesterferien und semesterbegleitend

- * für Anfänger und Fortgeschrittene
- * soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
- * kleine Arbeitsgruppen
- * erfahrene Dozenten
- * anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)

HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut

69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

„In Gaza kann man nicht leben“

Mit 19 Jahren verließ Ahmed Abumarahil seine Heimat im Gazastreifen. Er hat die Chance bekommen, in Deutschland zu studieren. Ein Privileg in seiner Heimat

INTERVIEW:
NIKLAS FEIL

Wie findest du es in Deutschland zu studieren?

AHMED ABUMARAHIL: Man findet in Deutschland alles, was man braucht. Ich kann hier studieren und meinen Traum verwirklichen, Arzt zu werden. Im Gegensatz dazu, was man in Gaza erreichen kann.

Wie muss man sich das Studieren in Gaza vorstellen?

Die Universitäten in Gaza sind nicht gut. Aber kaum einer kann zum Studieren ins Ausland. Das wichtigste ist Geld. Und dass man Verwandte in dem Land hat, in dem man studieren will. Ich habe ein paar Verwandte in Deutschland. Mein Onkel arbeitet in Mainz als Arzt und mein Großvater ist Professor an der Universität Marburg. Sie unterstützen mich hier in Deutschland finanziell. Die wenigsten haben die Möglichkeiten, die ich habe.

Was machen diejenigen, die in Gaza bleiben?

Die Mehrheit in meinem Alter macht nichts. Sie sitzen einfach auf der Straße. Sie haben keine Chance, etwas in Gaza zu machen.

Woran liegt das?

Weil Gaza besetzt ist und es fast jedes Jahr Krieg mit Israel gibt. Es gibt dort auch keine Arbeit. Mein Vater zum Beispiel: Er arbeitet seit drei Jahren nicht mehr. Er ist Ingenieur, aber durch die Handelsblockade von Israel hat er keine Materialien für seine Arbeit. Selbst diejenigen, die studiert haben, bekommen keine Arbeit. Die Leute in meinem Alter fragen sich,



Foto: nik

Ahmed lebt seit einem Jahr in Deutschland. Er möchte in Heidelberg Medizin studieren

warum soll ich dann überhaupt studieren? Für was denn? Also studiert dort auch keiner. Das hat schlimme Folgen.

Möchtest du nach dem Studium wieder zurück nach Gaza?

Ich möchte eigentlich zurückgehen, damit ich etwas für mein Land tun kann. Aber das Reisen nach Gaza ist ein kompliziertes Thema.

Kannst du das genauer erklären?

Alle drei Monate werden die Grenzen in Gaza nur für einen Tag geöffnet. Wenn ich nach Gaza fliegen wollte, bräuchte ich mindestens vier Monate, damit ich reinkommen und wieder rausgehen kann. Das ist ein Semester, das ich verpassen würde.



Vier Monate dauert es für ihn nach Gaza ein- und auszureisen

Der Gazastreifen

Lage: Der Gazastreifen ist ein Küstengebiet zwischen Israel und Ägypten. Mit 360 Quadratkilometer ist der Gazastreifen fast so groß wie Köln, hat aber mit 1,8 Million Einwohner nahezu doppelt so viele. Die Hauptstadt ist Gaza-Stadt.

Geschichte: Der Gazastreifen gehört mit dem Westjordanland zu den Palästinensischen Autonomiegebieten, die seit dem Sechstagekrieg 1967 von Israel besetzt sind. 2005 zog sich Israel aus der Region zurück, kontrolliert aber seitdem die Grenzen zu Land, Luft und See. Seit 1964 vertritt die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) die Interessen der Palästinenser. Die beiden stärksten Parteien sind die säkular ausgerichtete Fatah und die radikalislamische Hamas. Seit 2006 regiert die Fatah im Westjordanland, die Hamas im Gazastreifen. Der bürgerkriegsähnliche Hamas-Fatah-Konflikt 2007 führte zu einer Spaltung der Palästinensischen Autonomiegebiete. 2014 schlossen beide Parteien einen Versöhnungspakt, um eine Einheitsregierung zu bilden. Auslöser des letztjährigen Krieges war die Ermordung von drei israelischen Jugendlichen und der mutmaßliche Rachemord an einem Palästinenser. Die Verhandlungen der palästinensischen Parteien zur Bildung einer gemeinsamen Regierung wurden eingestellt und eine unbefristete Waffenruhe zwischen Israel und der Hamas festgelegt.

Ritt in eine vergangene Zeit

Mittelalterliche Traditionen zelebriert das berühmteste Pferderennen der Welt

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Felix Hackenbruch

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de

www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Greta Aigner (aig), Anna Maria Stock (ams), Annett Giebelhausen (ane) Christina Deinsberger (chd), Dorina Marlen Heller (dmh), Dominik Waibel (dom), Antonia Felber (fel), Felix Hackenbruch (fha), Hannah Bley (hnb), Jasper Bischofsberger (jab), Jesper Klein (jkl), Jonas Peisker (jop), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Laura Heyer (lau), Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Malte Krohn (mkr), Margarete Over (mov), Monika Witztenberger (mow), Niklas Feil (nik), Tim Sommer (tso), Simon Koenigsdorff (sko)

Freie Mitarbeiter: Daniel Chatard (dfe), Deborah Hankings-Evans (dhe), Johanna Lübke (jol)

Korrespondenten: Maren Kaps (mak)

Redaktionsschluss für Ausgabe 158: 8. November 2015

Personals

hnb: Auf dem Jungjournalistenworkshop gestern in Bonn haben wir gelernt, dass immer irgendwo ein Einhorn stirbt, wenn jemand „content“ sagt.
fha: Das auf dem Titelbild könnte auch ich sein.
mab: Tauben und Ärsche – das wird eine super Ausgabe!
kgr: [Zerstört sein Eiphone.]
mgr: fha hat ja nun wirklich Großes für diese Zeitung geleistet, aber Seitenbauen kann er bis heute nicht.

VON MAREN KAPS
AUS SIENA, ITALIEN

Betritt man die Stadt Siena durch eines der Stadttore, wird einem schnell klar, dass dieser Ort noch im Mittelalter lebt. Enge und dunkle Gassen, schwere steinerne Torbögen, beeindruckende Gebäude und eine hohe Mauer prägen das Stadtbild seit dem 13. Jahrhundert. Im Zentrum des öffentlichen Lebens steht der Palio, ein mittelalterliches Pferderennen, das zweimal im Jahr, am 2. Juli und 16. August, ausgetragen wird. Für Außenstehende ist das Zelebrieren dieses Spekta-

ANZEIGE

Literatursaison!

Macht und Widerstand
ILIJA TROJANOW
Mi 07.10.15

Für den Rest des Lebens
ZERUYA SHALEV & MARIA SCHRADER
Moderation Shelly Kupferberg
Mo 19.10.15

Das bessere Leben
ULRICH PELTZER
Moderation Helmut Böttiger
Mo 26.10.15

Karten gibt es im Karlsruhbahnhof, an allen bekannten VVK-Stellen oder online unter www.karlsruhbahnhof.de
HD – Am Karlsruh 1 – Telefon 06221 978911

Unterstützt durch die
HEIDELBERGER VOLKSBAANK
100 Jahre



Ohne Sattel und bunt gekleidet: Reiter beim traditionellen Palio von Siena

kels kaum vorstellbar. Schon im Februar beginnen die 17 Contraden (Stadtbezirke) aus dem Winterschlaf zu erwachen und sich auf das große Ereignis vorzubereiten. Jede Contrada besitzt ihre eigene Kirche, ein Haus zur Aufbewahrung von Trophäen, mittelalterlichen Kostümen und Urkunden sowie einen Brunnen. Bis zu den wichtigsten Tagen Ende Juni feiern die Contradailoli (Einwohner einer Contrada) ihre Straßengemeinschaft mit kleinen Festen, gemeinsamen Abendessen und familiären Konzerten in den Gassen. Die Stadtbewohner verwandeln Siena in ein großes buntes Festival, das von Februar bis September dauert.

Gut einen Monat vor dem Palio gibt es eine Kundgebung, bei der sich ganz Siena versammelt, um zu erfahren, welche Contraden im Juli und welche im August teilnehmen können. Vor dem Palio beginnt jede Contrada mit ihren Trommeln und Fahnen durch die Straßen zu ziehen, um auf sich aufmerksam zu machen. Der Höhepunkt ist, wenn auf dem äußeren „Ring“ der Piazza del Campo eine 300 Meter lange Bahn aus Sand und Wasser aufgebaut wird sowie Tribünen, in der Mitte des Muschelplatzes finden die nicht zahlenden Zuschauer ihren Platz. Die Balkone und Fenster rund um die Piazza

werden in festlichem Rot geschmückt. An jedem dieser Tage findet jeweils abends und morgens eine Probe statt. Zuvor gibt es eine öffentliche Auslosung, welche Contrada welches Pferd für das Rennen zugewiesen bekommt. Bei den Proben kommt es oft zu Rivalitäten der Contraden. Jede Contrada besitzt verbündete Bezirke, allerdings auch verfeindete. Daher ist es eine inoffizielle Regel des Palios, dass es nicht wichtig ist, ob die eigene Contrada gewinnt. Hauptsache die verfeindete kann den Sieg nicht nach Hause tragen.

Am Haupttag des Pferderennens beginnt das Fest mit der Segnung der Pferde in den jeweiligen Kirchen. Danach starten die Märsche der Contraden und ziehen zum Campo. Dort findet der feierliche Einzug der

Contraden als große Parade in den Palazzo Pubblico statt. Am Schluss kommt der von Ochsen gezogene Wagen mit den Würdenträgern und dem Palio. Wenn alle versammelt sind, kann das Rennen beginnen. Die Startaufstellung auf engem Raum gestaltet sich schwierig und wird mit zum Teil heftigen Äußerungen kommentiert. Die Pferde müssen dann mit ihren Jockeys drei Runden laufen. Derjenige, der zuerst die Ziellinie überwindet, gewinnt am Ende das Palio, eine bunte Standarte, die jedes Jahr von wechselnden Künstlern entworfen wird und ein christliches Motiv aufweisen muss. Außerhalb Sienas gerät die Behandlung der Tiere und die sich aggressiv äußernden Rivalitäten der Contraden häufig in die Kritik.

Foto: Janus Kinase (CC BY-SA 2.0), via Flickr

★ **Es ist die Pflicht jedes Spießers, die Revolution zu machen!** ★

**Macht
kaputt, was
euch kaputt
macht!**



**Haider,
der Kampf
geht
weiter!**

¡Hasta el Endsieg siempre!

Genossen! Auf die Barrikaden! Nieder mit diesem linksbourgeoisem Schweinesystem!

In dieser Stunde wird sich der Spießer seiner historischen Bedeutung bewusst und erhebt sich gegen das System. Lange genug wurde er von Schwulen, Islamisten und schwulen Islamisten unterdrückt und unterjocht. Nun diskutieren sie auch noch über die Homo-Ehe. Spießer! Die Homo-Ehe ist eine bourgeoise Institution, die deiner Entrechtung dient!

Jetzt aber ist die Stunde der Revolution gekommen!

Nach umfassenden Säuberungen gegen die Konterrevolutionäre in den eigenen Reihen werden wir auf dem revolutionären Weg im Kampf gegen die herrschende Ordnung weiter zurückschreiten.

Genossen! Spießer! Fragt nicht: Wie soll das gehen? Schluss mit dieser scheiß bourgeoisen Fragestellung! Jeder Spießer ist eine revolutionäre Zelle!

Deutsche aller Länder, vereinigt euch!